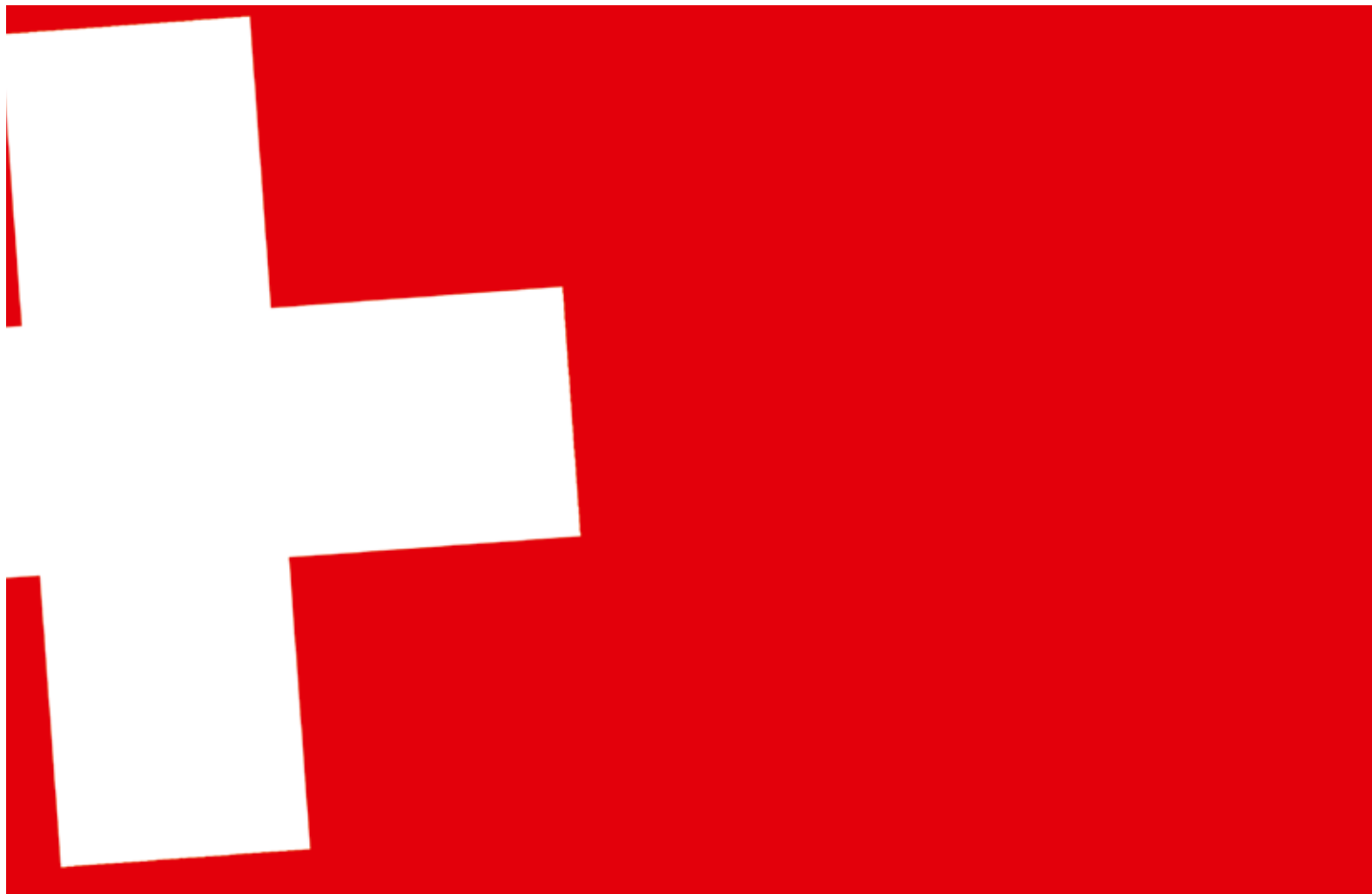


# DIE WELTWOCHEN



## **Schweiz ohne Gott**

Warum der Allmächtige in die Bundesverfassung gehört.

*Erik Ebnetter*

## **Putin und die Frauen**

Welchen Einfluss haben Mutter, Gattin, Töchter und Geliebte? *Wolfgang Koydl*

## **Fehlbesetzung Sandro Brotz**

Der eitle Scharfrichter ruiniert die «Arena».

*Alex Baur*

**Linus Reichlin**  
Mein Leben  
in den Wäldern

4 194407 006904 12



Verein «DiscDog-Events», Neukirch-Egnach TG

# Aus Liebe zum Dorf, wo Flughunde im Verein abheben.

Dem Stöckchen nachrennen ist von gestern. Heute will Hund Frisbee spielen. Jedenfalls in Neukirch, wo der erste DiscDog-Verein der Schweiz schon zweimal die Hundefrisbee Europameisterschaft auf der Wiese gleich neben dem Volg organisierte. Vereine gehören zum Dorfleben – wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Klein und fein mit allem, was es für den Alltag braucht. Nah und überschaubar. Einfach praktisch – und ein kleines bisschen persönlicher.

**Volg**  
*frisch und fründlich*

## Freundliche Beziehungen zu China

Der wichtigste Grundsatz der Schweizer Aussenpolitik ist die Neutralität. Neutralität heisst, dass man keine Kriege anfängt und auch nicht bei den Kriegen Dritter mitmacht.

Neutralität heisst zweitens, dass sich die Schweizer Regierung generell zurückhält, stillsitzt. Auf keinen Fall mischt sich die Schweiz in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten ein.

Ohne die Neutralität gäbe es die Schweiz nicht mehr. Es hätte sie innerlich zerrissen in den konfessionellen Bürgerkriegen des 17. Jahrhunderts.

Oder sie wäre draufgegangen in den beiden Weltkriegen des letzten Jahrhunderts. Der Neutralität verdanken wir unser Leben. Und unseren Wohlstand.

Neutralität ist immerwährend und bewaffnet, oder es ist keine Neutralität. Neutralität ist nicht Trittbrettfahren, sondern ein Privileg der Freiheit, wehrhafte Unabhängigkeit.

Und mehr noch: Die Neutralität ist das völkerrechtliche Siegel unserer Weltoffenheit. Der neutrale Staat hat keine Feinde. Die ganze Welt ist seine Chance, sein Markt.

Früher standen die Bundesräte pickelhart zur Neutralität. Der freisinnige Solothurner Wirtschaftsvorsteher Walther Stampfli sagte während des Zweiten Weltkriegs:

«Mich interessiert es gar nicht, was unsere Nachkommen sagen werden. Mich interessiert vielmehr, was die heutige Generation dazu sagen würde, wenn sie keine Kohle und nichts zu essen hätte.»

Neutralität ist anspruchsvoll. Sie erfordert Rückgrat. Man muss Abstand halten können, zu den Bösen, aber besonders zu den Guten, die einen auf ihre Seite ziehen wollen.

Und sehr böse werden können, wenn man sich nicht auf ihre Seite schlägt.

Die Neutralität ist seit Jahren, eigentlich immer, unter Druck. Von innen. Politiker ertragen sie nicht. Sie ist ein Hindernis. Sie hindert sie daran, Gutes zu tun, bei den Guten zu sein.

Noch nie war es wichtiger, die Neutralität zu verteidigen. Die Welt ist nicht mehr eingefroren im Kalten Krieg. Die politische Klimaerwärmung produziert neue Mächte, neue Fronten.

Die geopolitische Vielfalt erzeugt Spannungen. Viele Grossmächte reiben sich aneinander.

*Mich interessiert, was die heutige Generation sagen würde, wenn sie keine Kohle und nichts zu essen hätte.*

Die globale Situation erinnert an das Machtblock-Europa des 19. Jahrhunderts.

Die Schweiz muss sich draussen halten. Sie darf sich die Konflikte der anderen nicht zu eigen machen. Wenn es rasselt und gurgelt auf der Welt, ist neutrale Distanz überlebenswichtig.

Man muss es aber auch durchziehen. Es gibt keine Neutralität à la carte. Neutralität,

die Aussenpolitik des freundlichen Abstandhaltens, verlangt vom Bundesrat Disziplin.

Und ja, natürlich geht es beim Überleben um die Wirtschaft. Die Schweiz ist zu klein, zu arm. Die Schweiz braucht die Welt, sonst verarmt die Schweiz.

Wer die Neutralität verachtet, wer sie als Feigheit des «Geschäftlmachers» verunglimpft, hat nichts verstanden. Neutralität ist die Weisheit des Kleinstaats unter Grossmächten.

Jetzt ist die Neutralität akut in Gefahr. Die Medien, die Linken greifen an. Sie fordern eine aggressive «China-Strategie». Die Schweiz soll zum Oberlehrer für Menschenrechte werden.

Der Bundesrat knickt teilweise ein. Mit seiner neuen «China-Strategie» prangert er die Chinesen an und hofft, die Linken im Parlament durch Entgegenkommen auszubremsen.

Cassis will es allen recht machen und verärgert alle. Die Linken legen nach. Die Chinesen sind bereits brüskiert. Zu Recht. Die Schweiz hat ihnen einen Gesichtsverlust beschert.

Der Schweizer Staat ist keine Moral-Anstalt. Er hat sich nicht in chinesische Angelegenheiten einzumischen. Wir wollen auch nicht, dass die Chinesen sich bei uns einmischen.

In der EU blasen sie zum Sanktionskrieg gegen China. Die Chinesen sanktionieren zurück. In Bern denken sie tatsächlich darüber nach, sich an diesem Wahnsinn zu beteiligen.

Auf gar keinen Fall!

Aussenpolitik ist nicht Gesinnungspolitik. Aussenpolitik ist Realpolitik. Neutralität ist das bewährte Gebot des aussenpolitischen Realismus für die Schweiz.

Das Letzte, was die Schweiz jetzt braucht, ist Ärger mit China. Tausende von Arbeitsplätzen stehen auf dem Spiel. Zweistellige Exportmilliarden drohen wegzubrechen.

Der Bundesrat sollte seine antineutrale «China-Strategie» schleunigst beerdigen.

Die Schweiz braucht freundliche Beziehungen mit der ganzen Welt, auch und gerade mit China. R. K.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



## Joe Bidens Stenograf, Beda Stadler, Putins Frauen, Lob der Illoyalität, Leben in den Wäldern

US-Präsident Joe Biden stolpert durch sein Amt. Derweil schlägt er gegenüber China martialische Töne an und nennt Russlands Präsidenten Putin einen «Killer». Bidens globale Gegenspieler liessen sich von der taffen Fassade nicht blenden, sagt dessen ehemaliger Stenograf Mike McCormick. Sieben Jahre reiste er mit Vizepräsident Biden durch die Welt. Im Interview mit Urs Gehrig schildert McCormick, wie Chinesen, Türken und Russen den Amerikaner auflaufen liessen. Dass die Presse kaum darüber berichtet habe, sei nicht erstaunlich. Bei privaten Gartenpartys habe er unter Amerikas führenden Journalisten ein Netzwerk von zu gefügigen Verbündeten aufgebaut. **Seite 20**

Seit über fünfzehn Jahren schreibt der Immunologe Professor Beda Stadler regelmässig in der *Weltwoche*. Mit spitzer Feder hat er auch die Corona-Krise von Anfang an kritisch begleitet. Bis seine Stimme im letzten September plötzlich verstummte. Den Grund haben wir auf Bitte seiner Familie verschwiegen: Stadler lag nach einer Hirnoperation (Aneurysma) wochenlang im Koma, mit miserablen Aussichten auf Genesung. Doch entgegen allen Prognosen ist Beda Stadler dem Tod entronnen. In dieser Ausgabe meldet er sich in alter Frische zurück, zu einem Thema, das aktueller nicht sein könnte: Was ist eigentlich von den Corona-Impfungen zu halten? **Seite 28**

Den jüngsten Kurzurlaub in der sibirischen Taiga verbrachte Wladimir Putin mit seinem



**Geheimnisse des Kremls:**  
Putin-Vertraute Kabajewa.

Verteidigungsminister Sergei Schoigu. Im Partnerlook – Lammfelljacken mit Pelzkragen – bretteten sie im Geländewagen durch den Schnee. Mit Frauen sieht man den Kremlchef hingegen selten seit der Scheidung von seiner Ehefrau Ludmilla. Aber wer sind die Frauen im Leben des russischen Präsidenten – Mutter, Ex-Gattin, Töchter und, vielleicht, eine Geliebte? Wie haben sie ihn geprägt, und welchen Einfluss haben sie auf ihn? Wolfgang Koydl ver-

sucht, eines der bestgehüteten Geheimnisse des Kremls zu lüften. **Seite 34**

Rainer Hank ist regelmässiger *Weltwoche*-Autor und einer der interessantesten, originellsten Journalisten Deutschlands. Lange führte er den Wirtschaftsteil der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* und machte das Ressort zu einem hochanregenden Ökonomie-Feuilleton. Das hängt mit seinem Werdegang zusammen. Hank studierte Literatur, Philosophie und katholische Theologie, bevor er sich dem Wirtschaftsjournalismus zuwandte. Wie virtuos er Kultur und Ökonomie zusammenführen kann, zeigt er in seinem Essay über Illoyalität als Tugend. Am Beispiel des Schriftstellers Graham Greene befasst er sich mit dem Verhältnis zwischen Bürger und Staat. Der Text stammt aus Hanks neuem Buch, das wir wärmstens empfehlen. **Seite 38**

In der Corona-Zeit haben viele Menschen den Zauber langer Waldspaziergänge entdeckt. Unser Autor hat sich sogar vom überzeugten Stadtmenschen zum Waldläufer entwickelt. Unter dem Pseudonym H.D. Walden hat er nun ein Buch geschrieben, in dem er seine wunderbare Verwandlung schildert. Früher interessierten ihn nur Kino, Oper und China-Restaurants, und er fand S-Bahn-Brücken romantisch. Jetzt beobachtet er im Ruppiner Wald im Norden von Berlin Sechzehnder und Waschbären und lernt ihre Spuren zu lesen. **Seite 72**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



## VIP-Spezialreise «Wandern im Bündnerland» Naturwunder Alp Flix

Oberhalb des Dörfchens Sur liegt auf einem Hochplateau die Alp Flix. Die geschützte Moorlandschaft im Surses wird auch «Schatzinsel der Artenvielfalt» genannt. Zusammen mit dem professionellen Wanderführer Stefan Moser erleben wir die grossartige Naturschönheit und den Zauber der Bergwelt.

Gleich nach der Ankunft stimmt uns Tour-Guide Stefan Moser mit der Präsentation «Schatzinsel Alp Flix» auf das bevorstehende Abenteuer ein. Die erste Wanderung am 2. Tag führt über den Kanonensattel zur Alp Natons. Das Bergpanorama sowie die unzähligen Pflanzenarten sind beeindruckend. Viele Tiere kreuzen unseren Weg: Steinböcke, Gämsen, Rotwild und zutrauliche Murmeltiere. Beim Grillen lassen wir den Tag ausklingen.

Am nächsten Tag ruft der Parc Ela, der grösste Naturpark der Schweiz. Über die guten Wanderrouten der Alp Flix erreichen wir die Bergseen Lai Blos und Lai Neir. In der Schaukäserei wohnen wir einer Alpkäse-Degustation bei. Am Abend steht – so der Wettergott will – eine Nachtwanderung auf dem Programm.

Am vierten Reisetag begeben wir uns fünfzehn Meter tief ins Erdinnere und besichtigen die Erzgruben der Alp Flix. In zwei begeharen Gruben unterhalb von Salategnas haben wir die Möglichkeit, selbst Kupfererz zu klopfen.

### **Buchen ohne Risiko**

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 31.03.2021 kostenlos stornieren!



### Platin-Club-Spezialangebot

#### «Alp Flix – Wandern im Bündnerland»

##### Reisetermine:

29. August bis 1. September 2021  
12. bis 15. September 2021

##### Leistungen:

- 3 Übernachtungen mit Frühstück im Berghaus «Piz Platta» oder bei Cotti Agricultura in einer mongolischen Jurte
- 3 Abendessen (Bündner Spezialitäten, Grillabend, Abschiedsessen)
- 1 Mittagsimbiss
- Wanderungen und Besichtigungen gemäss Programm
- Professionelle Wanderführung mit Stefan Moser
- Gruppengrösse: max. 10 Personen

##### Preise:

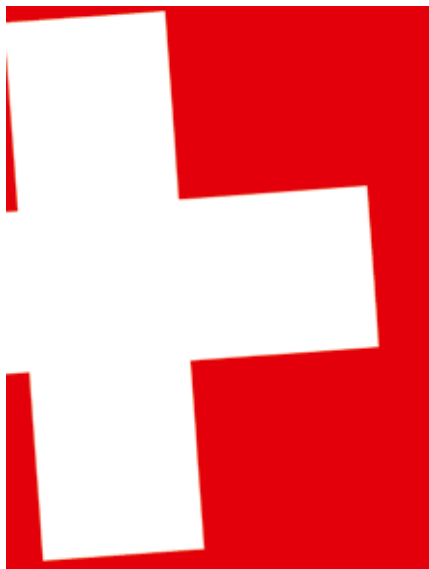
Berghaus: Fr. 1180.–  
Mongolische Jurte: Fr. 980.–  
Aufpreis für Nichtabonnenten: Fr. 300.–  
Aufpreis für Einzelzimmer:  
Fr. 150.– (Berghaus); Fr. 270.– (Jurte)

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch).  
Bitte *Weltwoche*-Abonummer angeben.

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno



*Im Namen des Allmächtigen:* Seite 14



*Hahn im Korb:* Putin-Vertraute. Seite 34



*Belehrung:* Sandro Brotz. Seite 8

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Sandro Brotz:  
Scharfrichter statt Ringrichter
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Joseph Maria Bonnemain
- 10 Tagebuch  
Markus Somm
- 12 Bern Bundeshaus Captain Long Covid
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Schweiz ohne Gott  
Keine Freiheit ohne Glauben
- 17 Personenkontrolle
- 17 Finanzplatz Banken-Sheriff  
Mark Bransons neues Revier
- 18 Mörgeli Schluss mit Rauchen,  
willkommen Diversity
- 18 Es gibt einen besseren Kapitalismus  
Gegenrede von Klaus Schwab
- 19 Peter Bodenmann  
Alpen-Opec futsch und fertig
- 20 «Biden verliert definitiv den Faden»  
Mike McCormick über den US-Präsidenten
- 23 Katharina Fontana  
Dogmen und Dünkel
- 24 Genfs verletzter Löwe  
Peter Rothenbühler über Pierre Maudet
- 26 Missbrauchter Mord  
Der Fall Sarah Everard
- 27 Kurt W. Zimmermann  
275 Millionen Gewinn im Leichenhaus
- 28 Beda Stadler Der Immunologe  
über die Corona-Impfungen

- 30 Psychiatrie: Kinder und Jugendliche leiden
- 31 Hansrudolf Kamer Joe's Fehlstart
- 32 Glühbirnen der guten Laune  
Das Geheimnis des Glücks
- 33 Die linken und grünen Zölche  
Das Zölch-Prinzip in der Finanzpolitik
- 34 Putins Frauen Welchen Einfluss  
haben sie auf den Kreml-Chef?
- 36 Europas Impfversagen  
Was läuft schief in der EU?
- 37 Brief aus Liestal  
Von Marco Caimi
- 38 Illoyalität ist eine Tugend  
Nimm die Gegenposition ein!
- 40 Inside Washington
- 40 Amerika Schwarze Gewalt  
gegen Asiaten
- 41 Lifestyle-Menschenrechte  
Kritik von Martin Schubarth
- 42 Atomkraft? Ja, bitte!  
Die Grünen in Finnland denken um
- 43 Das ABC von Corona  
Krisenpolitik in leichter Sprache
- 44 Das verletzte Ich  
Cora Stephan über Meghan Markle
- 46 Letztes Aufgebot  
Die CVP im Wallis
- 47 Henryk M. Broder  
Im Zweifel gegen den Angeklagten
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe  
James Levine, Elsa Peretti
- 50 Beat Gygi Rentiers-Gesellschaft

## LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Schon wieder verfehlt  
Matthias Matussek über Peter Sloterdijk
- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Höhlenmalereien Zauber des Anfangs
- 59 Der atonale Patriarch  
Jean-Martin Büttner über Frank Zappa
- 61 Klassik Josquin Desprez;  
Rias Kammerchor, Capella de la Torre
- 62 Film «Wonder Woman»
- 63 Games «Mundaun»
- 63 Jazz Michael Formanek

## LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Mittagessen mit Markus Meier
- 72 Mein Leben in den Wäldern  
Stadtmensch in der Natur
- 74 Tamara Wernli

# Degussa



GOLD UND SILBER.

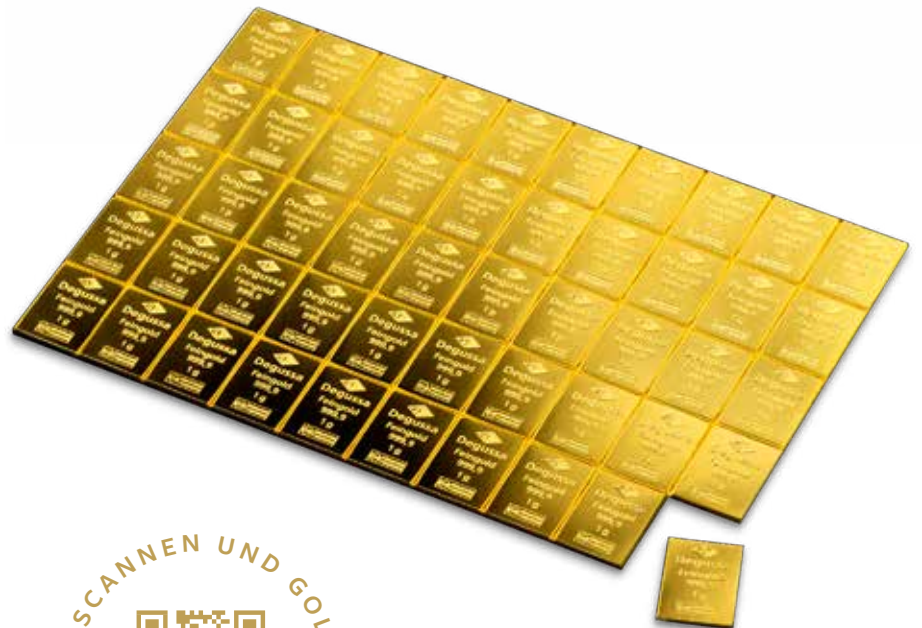


## GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

**S**eit mehr als 6'000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen  
und Onlineshop unter:

[DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH](http://DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH)



### VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

# Scharfrichter statt Ringrichter

Sandro Brotz ist die fatalste Fehlbesetzung, die sich SRF je geleistet hat. Mit ihm hat die Sendung «Arena» ihre Funktion verloren.

Alex Baur

Es war kurz vor Mitternacht – 23.42 Uhr, um genau zu sein –, als Sandro Brotz, Moderator bei der SRF-Sendung «Arena», am letzten Samstag seine Meinung loswerden musste. Via Twitter liess er die Welt wissen: Tausende von Menschen, die an jenem Tag in Liestal gegen die Shutdown-Politik demonstriert hatten, sie sind schuld daran, dass es diese Massnahmen braucht; doch sie sind zu dumm, um es zu begreifen; weil sie «Flat Earther» sind, Vollidioten eben. #justsaying – «nur so zum Sagen».

Darf sich ein Aushängeschild des öffentlichen Rundfunks derart verächtlich über Andersdenkende äussern? Die «Corona-Skeptiker» mögen eine Minderheit sein. Aber es sind doch Hunderttausende von Bürgern, die, viele sicher zähneknirschend, den Lohn von Sandro Brotz bezahlen. Was bezweckt der «Arena»-Moderator mit der Publikumsbeschimpfung? Eine Provokation – nur so zum Sagen?

## Brotz, das Opfer?

Brotz merkte schnell, dass er den Bogen diesmal überspannt hatte. Sein Tweet habe sich lediglich auf das Plakat eines «Flat Earthers» an der Demo bezogen, wiegelt er ab. Die leicht widerlegbare Ausrede machte die Sache nicht besser. Flugs zündete Brotz die nächste Nebelpetarde und postete über die sozialen Kanäle einen Kübel voll wüster Beschimpfungen, die ihm sein #justsaying eingebrockt habe. Darüber, so befand er, müsse man jetzt reden: «hate speech». Brotz, das Opfer rechter Hassrede.

Ob man die private Meinung des Bürgers Brotz über die Massnahmen-Gegner teilt, ist belanglos. Das Problem ist, dass er sie mitteilt. All seine Vorgänger in der SRF-«Arena» – von Filippo Leutenegger über Urs Leuthard und Reto Brennwald bis Jonas Projer – hätten sich eher die Zunge abgebissen, als ihren persönlichen politischen Standpunkt preiszugeben. Brotz hat sich gerade disqualifiziert als Ringrichter in der mit Abstand wichtigsten Debatte, welche das Land bewegt.

Einem anderen hätte man diesen kapitalen Kunstfehler vielleicht verziehen. Ein Ausrutscher. Doch Sandro Brotz muss sich an seinen

eigenen Massstäben messen lassen. Gerade er treibt bei genau solchen vielleicht unbedachten Äusserungen seine Studiogäste mit dem Charme eines Inquisitors gerne unerbittlich in die Enge. Je nach politischer Couleur.

Wer rechts der Mitte und namentlich in der SVP politisiert, muss in der «Arena» mit giftigen Spitzen und Zurechtweisungen rechnen, sofern ihn Brotz überhaupt ausreden lässt. Die Linken



Alles ist durchgetaktet: Moderator Brotz.

bedient er dagegen mit absehbaren Einwänden, welche sie dann in aller Ruhe widerlegen dürfen. So empfinden es zumindest viele Bürgerliche. Die Gegenseite mag dem widersprechen. Man könnte nun das eine oder das andere mit Beispielen untermauern. Der Vorwurf der Parteilichkeit bezieht sich auf einen Geruch, der sich schwer objektivieren lässt.

Bloss ein Vorurteil also? Zumindest ein Vorurteil, das sich Sandro Brotz redlich verdient hat. Die Karriere vom KV-Absolventen zur öffentlichen Person begann in den 1990er Jahren beim privaten Rundfunk. In den nuller Jahren arbeitete sich Brotz beim *Sonntagsblick* vom «Blut und Blech»-Reporter in politische Gefilde hoch.

Er profilierte sich dabei, ganz im Sinne seines Arbeitgebers, als strammer Blocher-Gegner. Diese Anti-SVP-Grundhaltung stellte Brotz auch bei seinen späteren Jobs – als Redaktionsleiter von Roger Schawinskis Radio 1 und schliesslich als Moderator der notorisch linkslastigen SRF-«Rundschau» – hemmungslos zur Schau. Als Brotz im Frühling 2019 zum Moderator der «Arena» erkoren wurde, führte dies denn auch zu einem Aufschrei in SVP-Kreisen.

## Besserwisserei statt Neugierde

War das Misstrauen berechtigt? Rein arithmetisch betrachtet kaum. Brotz achtet pingelig auf formelle Ausgewogenheit. Auch rhetorisch rüstete er, gemessen an seinen «Rundschau»-Attacken gegen rechts, merklich ab. Erhalten blieb ihm seine verbissene und besserwisserische Humorlosigkeit. Brotz führt wie ein Zuchtmeister durch die Diskussionssendung. Alles ist durchgeplant und -getaktet. Und das ist vielleicht das noch grössere Problem als die gefühlte Parteilichkeit.

Sandro Brotz ist die Antithese zum Talkmaster Markus Gilli (Tele Züri, Tele M1, Tele Bärn). Gilli ist nicht weniger angriffig. Doch statt Besserwisserei versprüht er Neugierde. Statt seine Gäste in eine Richtung zu drängen, versucht er ihnen ihre besten Argumente zu entlocken. Gillis einziges Ziel ist die lustvolle Debatte. Das Ziel von Brotz ist die Belehrung. Das kam, mit steigender Penetranz, in einem Dutzend Sendungen zur Corona-Politik, die er geleitet hat, zum Ausdruck.

Die «Arena» war in ihren Ursprüngen mehr als eine Sendung. Sie war eine der Lands-gemeinde nachempfundene nationale Institution. Der neutrale Ringrichter, der bei allen Parteien höchstes Vertrauen genießt, ist dabei ein zentrales Element. Spätestens im kommenden Juni, wenn das Referendum zu den Corona-Massnahmen an die Urnen kommt, wird Scharfrichter Brotz die Bürgerrechtler zu sich ins Studio einladen müssen, die er soeben öffentlich als Vollidioten bezeichnet hat. Deutlicher lässt sich die verlorene Glaubwürdigkeit der «Arena» kaum auf den Punkt bringen.



# Lieber Joseph Maria Bonnemain

**P**apst Franziskus war gut beraten, als er Sie, den Arzt und Spitalseelsorger, zum Bischof machte, mit dem Auftrag, die tiefen Wunden im kranken Bistum Chur zu heilen. Eine übermenschliche Aufgabe, sagen Sie. Gleichzeitig strahlen Sie mit Ihrem frohen Gesicht eine Zuversicht aus, die ansteckend wirkt. Eigentlich sind Sie für uns Medien eine schlechte Nachricht: Wie sehr haben wir es doch genossen, über die reaktionären Bischöfe Hass und Huonder zu lästern.

Jetzt schlug SRF das Angebot der TSI-Kollegen aus, die Direktübertragung der Bischofsweihe zu übernehmen. Das nationale Dauerergebnis Bistum Chur hat kein Skandalpotenzial mehr. Dabei hätte es aus der würdigen Feier knackige Details zu berichten gegeben. So, dass Vorgänger Huonder einfach geschwänzt hat, ein Affront. Oder dass der erzreaktionäre Kommunikationschef Giuseppe Gracia das Bistum fluchtartig verliess, als



«Meine Kapelle ist die Strasse»: Bischof Joseph Maria Bonnemain.

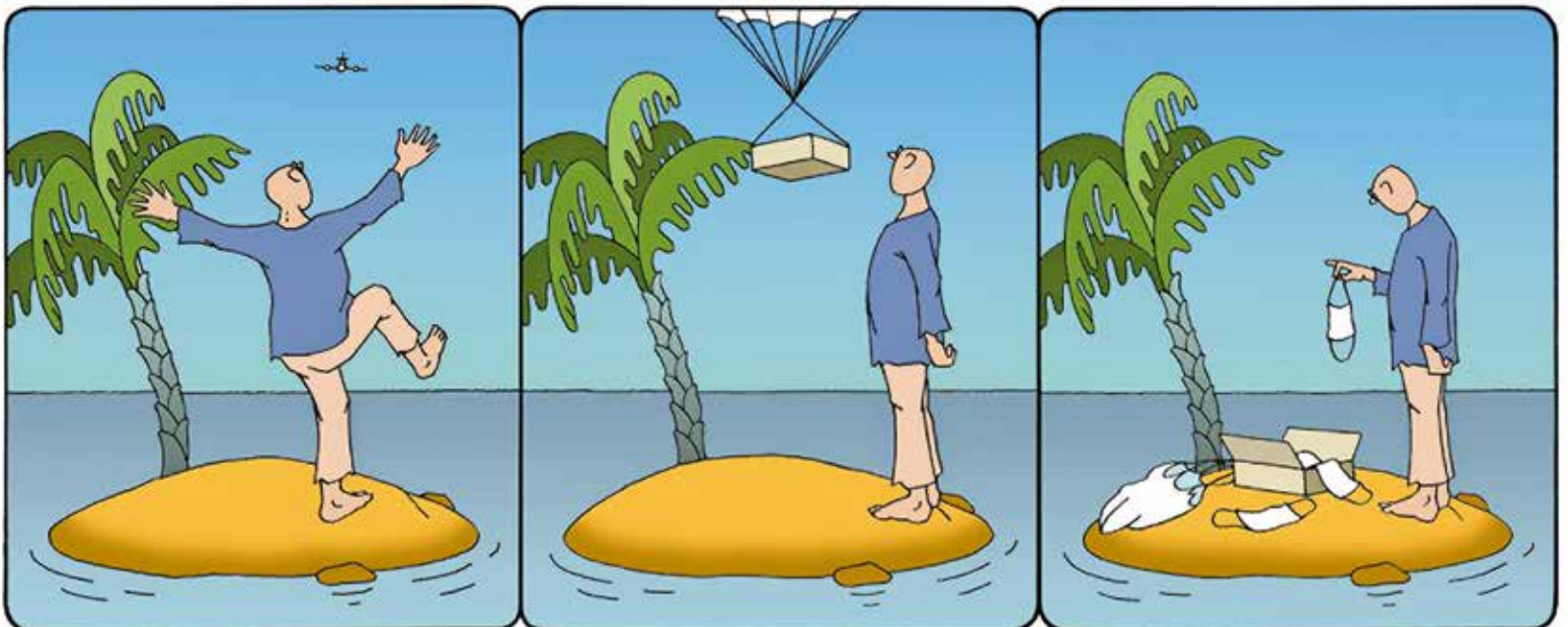
er von Ihrer Nomination erfuhr. Aber viel interessanter waren die positiven Signale, die Sie verbreitet haben: In Interviews sprachen Sie viel von Menschen, wenig von Gott, Sie öffneten ein Türchen für Frauenweihe und Homosexuelle,

ohne von Roms Linie abzuweichen, und Sie setzten live ein paar bedeutungsvolle Akzente: Drei Frauen haben die wichtigen Texte vorgelesen, im Kirchenschiff sasssen Ihre Gäste aus der Langstrasse – zwei Prostituierte und ein Strichjunge! «Meine Kapelle ist die Strasse», sagten Sie. Am Schluss baten Sie kniend die Gemeinde, für Sie zu beten. Dass Sie, der fitte «Athlet Gottes», auch Humor haben, bewiesen Sie mit der Wahl Ihres Namenstages, heuer ein Freitag, für die Weihe, die normalerweise an einem Sonntag stattfindet. Die Kirche St. Josef in Zürich wollen Sie zur Konkathedrale machen. Etwas viel Josef aufs Mal!

Aber: Ihren Vornamen wird man nicht mehr vergessen. So, wie Sie gestartet sind, wird man sich wohl bald auch Ihren Nachnamen merken müssen.

Mit freundlichen Grüssen  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Markus Somm



Ich hatte den Wecker auf 4.30 Uhr gestellt, verschlief aber leicht, so dass ich um 4.45 Uhr erst aus dem Bett kam, dies, nachdem ich um etwa zwei Uhr eingeschlafen war. Vorher hatte ich den Leitartikel fertiggestellt und ihn Christian Fehrlin, meinem Geschäftsführer, geschickt, im Wissen, dass er, das technologische Genie – im Gegensatz zu mir –, nicht am System scheitern würde. Alles war bereit. Hungriger Schlaf. Der neue *Nebelspalter* sollte um 7 Uhr live gehen, um 6 Uhr trafen wir uns im Büro. Ich weiss: Wann immer eine Firma gegründet wird, erzählen die Gründer hinterher die gleichen Geschichten von der Front. Wie früh sie aufgestanden waren, wie viele Kisten im Gang standen, wie schlecht der Kaffee schmeckte: Am Anfang war das Chaos. Und doch trifft es zu. Ich habe das noch nie erlebt – und muss zugeben, man könnte eine Sucht danach entwickeln. Worauf man sich monatelang vorbereitet hat, im Fieber, in Panik, mit Freude, entfaltet sich innerhalb von Sekunden. Um 6.50 Uhr, so meine Erinnerung, abonniert der erste Mensch den neuen *Nebelspalter*, ein Journalist, der einige Stunden später einen wüsten Verriss schreiben wird. Dann schwillt die Aktivität an, die Leser greifen zu, sie bezahlen für Artikel und Abonnements, und ich schildere das deswegen, weil es nichts Erleichternderes gibt, als wenn endlich Umsatz erkennbar ist. Bisher haben wir nur Geld ausgegeben, jetzt brummt das Unternehmen wie ein Büffel, der das Wasserloch erreicht hat.

Am Mittag schenken wir am Bellevue Nebelsuppe aus, um für den *Nebelspalter* zu werben, eine wunderbare, eine halbsbrecherische Idee unserer Agentur «Die

Antwort». Ausgerechnet ich – ein Banause der Nahrungsmittelverarbeitung aus Sicht meiner Frau, ein Gott des Riz Casimir gemäss Einschätzung meiner Kinder –, ausgerechnet ich soll mit Meta Hildebrand, der Starköchin, nun Suppen verteilen. Das Rezept gibt es wirklich, es stammt aus Österreich, aber, so erzählt mir Meta Hildebrand, es sei ein Arme-Leute-Gericht: etwas heisses Wasser und ein Schluck Rahm. So etwas Dünnes wollte Meta unseren potenziellen Kunden nicht zumuten, weswegen sie die Nebelsuppe zu einer schweizerischen Kartoffelsuppe hochgerüstet hat, versetzt mit Wein, wie ich erfahre. Sie schmeckt ganz ausgezeichnet, wie auch die Leute bestätigen, die sich mehrere Male anstellen und dabei, wie die Schweizer so sind, sich stets entschuldigen. Meta macht das hervorragend, während ich mit den Bechern kämpfe: Bis ich gelernt habe, sie zu befüllen, ohne mich zu verbrennen, vergeht Zeit – einer erkundigt sich, was das Ganze denn soll. Es gehe um den *Nebelspalter*, sagt man ihm. Was? Somm steckt dahinter? Im Zorn stampft er davon. Wenig später taucht die Polizei auf, zwei Männer in Zivil, zuvorkommend, sehr sachlich, man könnte meinen, es sei ihnen selber nicht recht, als sie uns mitteilen, gegen welche Vorschriften wir gerade verstossen haben. Corona, Zeit der Krise, Zeit des Verrats.

Als sich der Abend zu Ende neigt, brechen die E-Mails über mich herein. Den ganzen Tag war ich ausserstande, sie zu prüfen, einen Teil beantworteten meine Leute, manche aber bedürfen der eigenen Handschrift. Es klingt nach Kitsch, und doch melden sich erstaunlich viele Menschen sehr erfreut, ja dankbar. Sie schreiben E-Mails, aber diese wirken wie von Hand geschriebene Briefe. Wer glaubt, wir Journalisten

gehörten zum Abschaum der Erde, täuscht sich. Medien fesseln die Menschen nach wie vor. Umso grösser die Verantwortung. Haben wir den Nebel ausreichend gespalten? Im Grunde ist es paradox: Den Medien geht es durchgezogen, der Strukturwandel macht ihnen zu schaffen, und doch war die Nachfrage nach zuverlässigen Informationen nie grösser, wir Journalisten nie so gefordert, zumal viele Menschen ahnen, wie sie an der Nase herumgeführt werden. Von Pressesprechern, Politikern, Beamten, Managern, aber selbst von Wissenschaftlern und leider auch uns Journalisten, gerade von uns. Selten, so mein Eindruck, herrschte mehr Voreingenommenheit – es werden wissenschaftliche Texte gebürstet, Pressemitteilungen der Regierung von Kommunikationsbeamten zur Unkenntlichkeit geschönt, Texte als Journalismus getarnt, wo persönliche Ressentiments und der eigene Stumpfsinn überwiegen, fabrizierte Meldungen über fabrizierte Ereignisse aus einer künstlichen Welt. Die Realität? Die meisten Menschen kennen sie mittlerweile besser als jene, die vorgeben, aus Berufung darüber zu berichten.

Es ist Abend. Ich stelle den Wecker – auf einen vernünftigen Zeitpunkt. Es ist vollbracht, und doch beginnt jetzt die Ewigkeit. Nie mehr würde ich am Abend zur Ruhe kommen, hat mich ein Freund gewarnt, der schon einige Unternehmen hochgezogen hatte: «Es denkt in dir, es macht sich Sorgen, es sprüht, es brennt. Geniess die Zeit der Unbekümmertheit, die nie mehr wiederkehrt.»

Markus Somm ist Chefredaktor des *Nebelspalters*.

# SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN



# Captain Long Covid

Bundesrat Alain Berset hat keinen Plan, wie die Schweiz aus der Corona-Krise herauskommen soll.

Es war nicht sein bester Auftritt: Gesundheitsminister Alain Berset fixierte vor einer Woche fast ständig seine Sprechnotiz, verlor manchmal den Faden und reichte das Wort oft an seine Fachleute weiter. Als ihn ein Journalist darauf aufmerksam machte, dass er das Wort «Geduld» gefühlte zwanzig bis dreissig Mal verwendet habe, ob der Bundesrat mit seiner Strategie von Zuckerbrot und Peitsche nicht die Glaubwürdigkeit verspiele, reagierte Berset genervt: «Ich kann auch nicht mehr leben damit.» Aber er müsse etwas tun – weil man mit der Impfkampagne nicht weit genug sei.

Man könnte meinen, der Schweizer Gesundheitsminister lasse sich von der Unfähigkeit Deutschlands, die Pandemie in den Griff zu bekommen, leiten. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat ihren Landsleuten eben einen weiteren Lockdown diktiert. Auch Berset will erst in vier Wochen über Lockerungen bei Restaurants, Freizeiteinrichtungen und der Home-Office-Pflicht diskutieren. «Die Situation verschlechtert sich in hohem Tempo», lamentierte er. Berset ist Captain Long Covid. Er hat keinen Plan, wie er das Land aus der Corona-Krise bekommt. Oder wie es der Nidwaldner Ständerat Hans Wicki (FDP) sagt: «Es gibt kein ersichtliches Ziel, auf das der Bundesrat hinsteuert.»

## Es braucht ein kleines Wunder

Bersets Planung reicht höchstens bis in den Juni. Bis dahin sollen alle Impfwilligen geimpft sein. Aber es wird wohl ein kleines Wunder brauchen, wenn er diesen sportlichen Fahrplan einhalten will. Zurzeit sind erst 16 Prozent der vulnerablen Personen geimpft.

Wie es danach weitergeht, ist eine Blackbox. Berset hat zwar versprochen, dass man die Einschränkungen aufheben werde, wenn die Impfwilligen geimpft seien. Aber werden wir uns dann auch ohne Schutzmaske und Abstandsregeln bewegen können?

Laut BAG hängt dies davon ab, wie viele Personen dereinst geimpft sein werden und wie weit die Impfung vor einer Übertragung des Virus schützt. Offenbar hat sich Berset etwas weit aus dem Fenster gelehnt.



Angst und Schrecken: Alain Berset.

Es ist aber nicht das erste Mal, dass er etwas verspricht, was er nicht einhalten kann und will. Als in den Wochen vor der Frühlingssession die Wogen hochgingen, die Gesundheits- und die Wirtschaftskommission des Nationalrats die Öffnung von Restaurants und Freizeiteinrichtungen verlangten, weckte Berset mit

*Es ist nicht das erste Mal, dass er etwas verspricht, was er nicht einhalten kann und will.*

einem zaghaften Öffnungsplan falsche Hoffnungen. Umso grösser war die Enttäuschung, als er dann zurückkrebste.

«Ich habe das Gefühl, dass wir uns seit einem Jahr im Kreis drehen», sagt Fabio Regazzi (Die Mitte), Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbands. «Die Menschen wollen arbeiten und nicht von staatlicher Hilfe leben. Irgendwann müssen wir ja mit diesem Virus leben lernen.»

Dass man mit einem Minimum an Vorsicht einen geordneten Betrieb aufrechterhalten kann, dafür hat das Bundesparlament den Tatbeweis erbracht. Über die drei Sessions-

wochen hinweg liessen sich 191 von 246 Parlamentariern testen. In einem einzigen Fall fiel der Test positiv aus. Der Betreffende musste in Quarantäne, hatte jedoch keine Beschwerden. «Das zeigt doch, dass die Schutzkonzepte verheben», sagt Wicki, der mit dem Entscheid des Bundesrats, die Beizen geschlossen zu halten, unzufrieden ist.

Allerdings hätte es das Parlament in der Hand gehabt, dem Bundesrat das Heft aus der Hand zu nehmen. Es gab auch vollmundige Aussagen von Vertretern der FDP und der Mitte-Partei vor Sessionsbeginn. Als es dann darauf ankam, blieb nur die SVP auf Kurs. Was lief hinter den Kulissen ab?

## Was der Bundesrat zu sagen vergass

Einzelne Ratsmitglieder erklärten gegenüber der *Weltwoche*, dass ihnen das BAG mit Fallzahlen zwischen 10 000 und 20 000 für den Juli (Worst-Case-Szenario) einen Schrecken eingejagt habe. Diese Angstmacherei gehört seit Beginn der Pandemie zum Standardrepertoire des Gesundheitsministers. So betonte er beim Auftritt am Freitag, man habe jetzt aufgrund von Studien die Gewissheit, dass die britische Mutation nicht bloss infektiöser, sondern auch tödlicher sei. Er vergass, zu präzisieren, dass dies gemäss Studien hauptsächlich auf die über 85-Jährigen zutrifft. Bei den 70- bis 84-Jährigen sieht es weniger dramatisch aus. Es stellt sich aber auch die Frage: Haben wir es nach einem Jahr noch immer nicht geschafft, diese Personen wirksam zu schützen?

Wie ist es ausserdem möglich, dass auch die Zahl der Intensivpflegeplätze und das fehlende Personal noch immer ein Thema sind? Wenn man die Kantone und das BAG darauf anspricht, bekommt man folgende Antwort: Tausende von Betten in Reserve zu haben, heisse nicht zwingend, besser auf eine Krise vorbereitet zu sein. Es brauche primär nicht «kalte Betten», sondern qualifiziertes Personal. Dieses könne nicht innerhalb von kurzer Zeit aufgestockt oder neu ausgebildet werden. Vielleicht braucht es mehr Augenmass und gesunden Menschenverstand.

# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Stanford-Professor John Ioannidis zählt zu den meistzitierten Wissenschaftlern der Welt. Als Mediziner beschäftigt er sich vor allem mit Epidemiologie und Bevölkerungsgesundheit, darüber hinaus mit Meta-Forschung, das heisst mit der Erforschung von Forschung.

Im Interview mit der *Welt* spricht er über den Zustand der Wissenschaft in der Corona-Zeit. Wer hinter jeden Facebook-Eintrag den Hashtag «FollowTheScience» setzt, sei gewarnt: Weiterlesen auf eigene Gefahr.

459 000 Wissenschaftler hätten bislang etwas über Covid-19 veröffentlicht, berichtet Ioannidis. «Die kamen ganz plötzlich aus dem Nichts.» Das dürften zwar gutausgebildete Leute sein, aber ihre «überambitionierten Modellierungen» beruhten auf «unsicheren, fehlerhaften Daten». «Das ist, als ob man einen Mercedesmotor in einen alten Holzkarren einbaut.»

Ioannidis selber hat kürzlich ein Studienergebnis veröffentlicht: Lockdowns seien wirkungslos oder schädlich. Seine Begründungen sind einfach und einleuchtend. Gelten abendliche Ausgangssperren, seien tagsüber mehr Menschen zur selben Zeit unterwegs: «Sie stecken sich so vermehrt an und sitzen anschliessend vermehrt in geschlossenen Räumen zusammen.»

Die Empörung über solche Sätze ist gross: Ioannidis verharmlose die Pandemie, seine Aussagen seien gefährlich. Auch Wissenschaftler äusserten sich in diese Richtung.

Die *Welt*-Reporterinnen konfrontierten Ioannidis mit den Einwänden und nannten ihm einige Kritiker. Er schlug einen Namen nach und sagte: «Das ist ein junger Forscher, seine wissenschaftlichen Arbeiten wurden

erst 1600 Mal zitiert. Das schaffen viele meiner Studenten nach zwei Jahren. Meine Arbeiten dagegen wurden 340 000 Mal zitiert.»

Man mag das ein bisschen kindisch finden – ich Mercedes, du Holzkarre –, aber Ioannidis wirkt sonst eigentlich ganz entspannt. Die Show auf Twitter überlässt er anderen: «Ich schreibe nichts in den sozialen Medien. Ich will mich nicht öfter zum Narren machen als absolut notwendig.» Wer hat je einen Schweizer Epidemiologen so reden gehört?

Ioannidis warnt vor einer Überhöhung der Wissenschaft. In ihrem Enthusiasmus glaubten viele Forscher, sie könnten fehlerhafte Daten

*Wer glaubt, der Wissenschaft zu folgen, kann sich auch auf einem Irrweg befinden.*

analysieren, als handelte es sich um Messwerte aus einem Teilchenbeschleuniger. «Dabei bieten Modellierungen immer nur schwache Evidenz. Sie sollten auch auf meine Modellierungen nicht vertrauen.»

Trotzdem hat er ein paar Ratschläge parat: «Social Distancing, Masken, die Vermeidung von Menschenansammlungen, Hygieneregeln, all das ist sehr sinnvoll. Darüber hinaus muss man die Risikogruppen schützen, sonst kommt es zu einem Massaker.»

Gleichzeitig betont er, es gebe kein Patentrezept gegen die Pandemie. «Typischerweise braucht man in der Wissenschaft 25 bis 30 Jahre, um eine bedeutsame Idee zu entwickeln.» Das heisst auch: Der Lockdown, von europäischen Regierungen als Allerheilmittel verordnet, ist ein Medikament ohne wissenschaftlich nachweisbare Wirkung.

Die öffentliche Wahrnehmung dürfte eine andere sein. Ioannidis sagt: «In der öffentlichen Debatte wird Wissenschaft instrumentalisiert. Wissenschaft ist zu einer Waffe geworden, um gehört zu werden.» Eine «kleine Minderheit» von Forschern äussere sich sehr laut. «Ich finde, die Wissenschaftler sollten nicht zu Aktivisten werden.»

Kurzum: Wer glaubt, der Wissenschaft zu folgen, kann sich auch auf einem Irrweg befinden.

Deutschland macht dicht. Alle Läden, sogar die Supermärkte, bleiben über Ostern geschlossen. Einzig am Karsamstag dürfen die Menschen das Notwendigste besorgen – auf dass sich ja alle zur selben Zeit am selben Ort drängen.

Ist es Wahnsinn, so hat es doch Methode. Bereits stimmt Kanzlerin Angela Merkel die Deutschen auf ein Jahr ohne Reisen ein. Im Wortlaut: «Insgesamt verhehle ich nicht, dass wir eigentlich den Reisehinweis geben, dass man eben nicht reisen sollte in diesem Jahr.» Etwa so muss sich das Leben in der DDR angefühlt haben: Passiv-aggressive Politiker-Bürokraten befassen sich mit den Ferienplänen der Bevölkerung.

Sogar in der braven CDU regt sich Widerstand. Jahrelang war die Partei der Kanzlerin treu ergeben, jetzt lassen sich Abgeordnete mit vernichtender Kritik namentlich zitieren. Die Beschlüsse seien «lebensfremd», eine «Kapitulationserklärung», zeugten von «Politikversagen».

Merkel verteidigt die Massnahmen und nennt das Osterwochenende eine «Ruhephase». Sie dürfte mit ihrer Einschätzung kolossal danebenliegen.

---

# Schweiz ohne Gott

Die Anrufung des Allmächtigen soll aus der Verfassung gestrichen werden. Dabei steht der Gottesbezug seit Jahrhunderten für den schweizerischen Freiheitswillen.

Erik Ebnetter

**W**eil die Schweiz die Schweiz ist, kann die Ausarbeitung einer Verfassung ein paar Jahrzehnte dauern. So geschehen im späten 20. Jahrhundert. 1967 begannen die Arbeiten daran. Seit dem 1. Januar 2000 ist die neue Verfassung in Kraft.

Am umstrittensten war ein Abschnitt ohne rechtliche Wirkung: die Präambel, die feierliche Einleitung. 6400 Personen und 100 Organisationen äusserten sich in der Vernehmlassung dazu. Auch unter Experten und im Parlament gab der Passus viel zu reden.

Das grosse Interesse lag am ersten Satz des Textes: «Im Namen Gottes des Allmächtigen!» Vor allem linke Politiker fordern regelmässig, den Gottesbezug zu streichen. Gerade hat SP-Nationalrat Fabian Molina eine entsprechende Motion eingereicht. Eine Generation früher spottete SP-Nationalrat Andreas Gross im Parlament: «Wann haben Sie Gott fragen können, was Sie in seinem Namen tun dürfen?» Er nannte es eine «Anmassung».

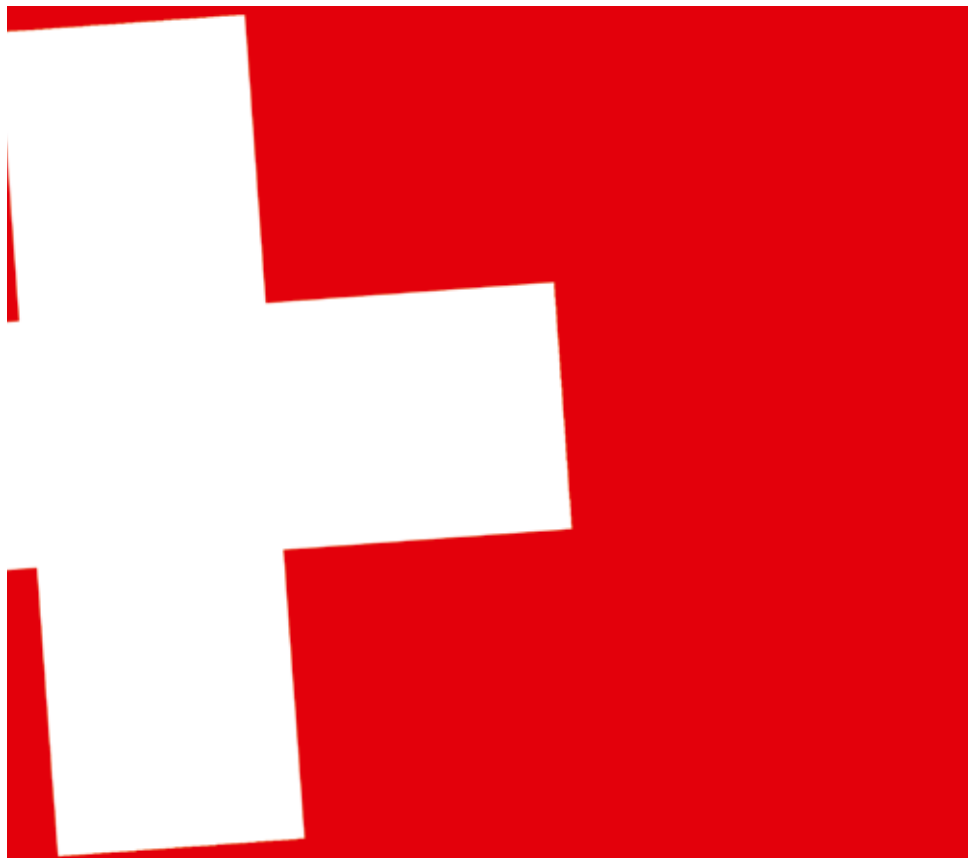
Man kann es auch andersherum sehen: als Demutsgeste. Wenn Gott allmächtig ist, kann kein Mensch, keine Partei, kein Staat allmächtig sein. Das ist, historisch betrachtet, ein radikaler, revolutionärer Gedanke. Er ist entscheidend für die Existenz der Schweiz.

Um Missverständnisse zu vermeiden: Die Schweiz ist kein heiliges Land, die Schweizer sind kein auserwähltes Volk. Trotzdem gäbe es ohne Gott – ohne den Glauben an ihn – keine Schweiz, wie wir sie heute kennen.

## Fromm und edel

Neben der Schweiz haben in Europa nur Irland und Griechenland eine Gottesanrufung in der Verfassung. Ein paar weitere Präambeln erwähnen Gott. Doch nur in der Präambel der Schweizer Verfassung findet sich darüber hinaus der Begriff «Schöpfung».

Nun gilt die Schweiz als ein Zentrum des Liberalismus. Hier – und eigentlich nur hier – war die Revolution von 1848 erfolgreich. Als in Europa noch Monarchen von Gottes Gnaden regierten, hatte die Schweiz schon eine liberale Verfassung. Trotzdem ist deren Präambel bis



Ein Zeichen, wie vom Himmel heruntergeschneit.

heute religiös geprägt, stärker noch als ihre Pendants in ganz Europa.

Das liegt an der langen ungebrochenen Geschichte des Landes. Als die alten Eidgenossen im Spätmittelalter gegen die Fürsten aufbegeherten, galt auch auf schweizerischem Gebiet

*Wenn Gott allmächtig ist,  
kann kein Mensch, keine Partei,  
kein Staat allmächtig sein.*

eine ständische Ordnung: oben die Geistlichen und der Adel, unten das breite Volk. Diese Ordnung, so hiess es, sei gottgewollt.

Um ihre Rebellion zu rechtfertigen, erfanden sich die Eidgenossen als «fromme, edle Bau-

ern». Fromm wie die Geistlichen und edel wie der Adel wollten sie sich selber regieren, nur Gott verpflichtet (anfangs noch dem Kaiser).

Anders ausgedrückt und nur leicht überspitzt: Die alten Eidgenossen fürchteten Gott – und sonst nichts. Vor Gott knieten die frommen Bauern mit ausgebreiteten («zertanen») Armen nieder, nicht aber vor einem Menschen, vor einem Herrscher. Gott war für sie der Schirmherr ihrer Freiheit auf Erden.

Alle alteidgenössischen Bündnisbriefe ab 1291 beginnen mit dem Aufruf «In nomine Domini. Amen»; einzige Ausnahme ist der Vertrag mit Basel. Das wichtige Stanser Verkommnis (1481) kennt eine ähnliche Formel.

Ihre Freiheit verstanden die Eidgenossen als Zeichen göttlicher Auserwähltheit. Ein altes

Wappenwort lautet: «Hominum confusione et Dei providentia Helvetia regitur» – «Die Schweiz wird regiert durch menschliche Verwirrungen und durch die Vorsehung Gottes».

Erst in den fremdbestimmten Verfassungen von 1798 (Helvetik) und 1803 (Mediation) fehlte Gott. Es war der Bruch mit einer jahrhundertalten Tradition. Doch schon im Bundesvertrag von 1815 findet sich die Gottesanrufung wieder, erstmals in der Form, die bis heute gültig ist.

Die Verfassungen von 1848 und 1874 führten die Tradition fort. Vielleicht wollten die siegreichen Liberalen die unterlegenen Konservativen zufriedenstellen; sicher aber konnten sie die Gottesanrufung mit ihrem eigenen Weltbild vereinen. Solange die höchste Autorität ausserweltlich bleibt, kann niemand absolute Herrschaft beanspruchen.

Die Freiheit hat das Land zusammengehalten. Es gibt die Schweiz, weil die Deutschschweizer keine Deutschen, die Romands keine Franzosen und die Tessiner keine Italiener sein wollen. Wenn sie es sein wollten, könnten sie morgen in diesen Nationen aufgehen. Gute Steuerzahler sind fast überall willkommen. Als Mitgift brächte man schöne Landschaften, gute Infrastrukturen und wertvolle Unternehmen in die Ehe ein.

Vor allem Intellektuelle schwärmten immer wieder von den Möglichkeiten einer solchen Heirat, spürten ein Unbehagen im Kleinstaat. Heute richten sich die Blicke eher nach Brüssel, auf die Europäische Union. Die Mehrheit der Schweizer bevorzugte dagegen stets das ungebundene Leben, selbst wenn es sich in engeren Grenzen entfalten musste.

### «Nationalcharakter der Schweizer»

Die Erklärung dafür ist einfach: Ein Kleinstaat wie die Schweiz kann seinen Bürgern mehr Freiheiten bieten als eine Grossmacht. Die eigene Stimme hat grösseres Gewicht, wenn ein Land nur acht statt achtzig Millionen Einwohner hat. Man bestimmt die Politik stärker mit. Probleme werden eher dort gelöst, wo sie anfallen. Und selbst wenn der Bund entscheidet, sind die Wege kurz: Bern liegt näher als Brüssel, auch als Berlin, Paris und Rom.

Der Kleinstaat sei vorhanden, so formulierte es der Basler Historiker Jacob Burckhardt, «damit ein Fleck auf der Welt sei, wo die grösstmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne sind». Der Zürcher Schriftsteller Gottfried Keller sprach von der «Liebe zur Freiheit» als dem «Nationalcharakter der Schweizer».

Auch wenn solche Zeilen das Pathos des 19. Jahrhunderts atmen, sind sie aktuell geblieben. Der Zweckartikel der Bundesverfassung besagt, die Eidgenossenschaft schütze die «Freiheit und Rechte des Volkes» und wahre die «Unabhängigkeit und Sicherheit des Landes».

Die Reihenfolge ist interessant: «Freiheit» steht zuerst. Mehr noch: Der Begriff fällt in der

religiös geprägten Präambel zwei Mal, während andere Hochwertworte wie «Demokratie» oder «Friede» dort nur einmal vorkommen. Gott und Freiheit sind kein Widerspruch, im Gegenteil: Im Gottesbezug kommt der schweizerische Freiheitswille zum Ausdruck.

Manche sehen es anders. Vor allem im liberalen 19. Jahrhundert, das bis heute die Schweizer Verfassung prägt, nahmen viele Abschied von Gott. Der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche, der zeitweise an der Universität Basel lehrte, erklärte ihn für tot.

### Das 20. Jahrhundert zeigte, was passieren kann, wenn die höchste Autorität von dieser Welt ist.

Das 20. Jahrhundert zeigte, was passieren kann, wenn die höchste Autorität nicht mehr im Himmel, sondern von dieser Welt ist. Totalitäre Ideologien, eigentliche Ersatzreligionen wie Kommunismus und Nationalsozialismus, breiteten sich aus. Sogar Kirchenleute leisteten den «Führereid» auf Hitler. Die gottlosen Diktaturen produzierten Millionen von Toten.

### Zensur durch den Bundesrat

In dieser Zeit hielt IKRK-Präsident Max Huber eine Rede in der Aula der Universität Zürich. «Was haben die Gründer des Bundes gedacht, als sie an die Spitze des Bundes den Namen Gottes stellten?», fragte er im Februar 1934. Hitler war seit einem Jahr in Deutschland an der Macht. Hubers Antwort: «Sie wollten, als sie in gefahrenvoller Zeit die Gründung des Bundes wagten, ihr Werk in die Obhut des Höchsten legen, wissend, dass das irrationale Schicksal von Mensch und Volk nicht Menschenwille und nicht Zufall ist.»

Der protestantische Basler Theologe Karl Barth, als «Kirchenvater des 20. Jahrhunderts» verehrt, sprach im Juli 1941, mitten im Zweiten Weltkrieg, über das 650-Jahr-Jubiläum der Eidgenossenschaft. Der Titel seiner Rede lautete: «Im Namen Gottes des Allmächtigen!» Anders

als Huber wollte Barth keine Aussage über die Motive der Bundesgründer machen. Auch eine religiöse Überhöhung seiner Heimat lag ihm fern: «Die Schweiz ist keine Kirche.» Die Eidgenossenschaft sei 1291 zu weltlichen Zwecken gegründet und mit weltlichen Mitteln verteidigt, erweitert und umgestaltet worden.

Trotzdem nahm Barth die Gottesanrufung ernst. Er sprach von einem «Zeichen», «wie vom Himmel heruntergeschnitten». Das gelte auch für das Schweizerkreuz, den Fünfliber mit der Inschrift «Dominus providebit» («Der Herr wird's versehen») und den Eid der Eidgenossen. «Wir haben uns vor Gott verantwortlich gemacht, dass wir keine fremden Richter über uns haben, dass wir Schweizer sein und bleiben wollen.»

Die Rede war ein Appell, die Freiheit zu verteidigen. Dass diese Freiheit auch in der Schweiz gefährdet war, belegt die Reaktion des Bundesrats. Er verbot den Verkauf des gedruckten Textes. Die Ausführungen, so hiess es, seien geeignet, die «korrekten Beziehungen» zu Deutschland zu stören und die «neutrale Haltung» der Schweiz zu gefährden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kämpfte der Zürcher Staatsrechtler Zaccaria Giacometti für ein Ende der bundesrätlichen Vollmachten. Er erkannte in der Präambel ein «Bekenntnis zur Unvollkommenheit des Menschenwerks (Verfassung)» (Peter Saladin). Sein Basler Kollege und Schüler Max Imboden verwies auf die ideale Verwandtschaft von göttlicher Dreifaltigkeit und rechtsstaatlicher Gewaltenteilung.

Der Freiburger Staatsrechtler Thomas Fleiner, um ein letztes Beispiel zu nennen, formulierte es ein paar Jahrzehnte später so: «Die Präambel verhindert ein totalitäres Regime, das die volle Glückseligkeit des Menschen im Diesseits verhindern will. Ein Staat, der die Macht Gottes anerkennt, bekennt sich zu seinen beschränkten Möglichkeiten.»

### Epochale Idee

Das macht aus der Schweiz keinen Gottesstaat. «Mein Reich ist nicht von dieser Welt», lautet das Jesus-Wort. Die Menschen müssen sich ihre Gesetze immer noch selber geben.

Der Bundesrat schrieb in der Botschaft zur neuen Verfassung, die Präambel stelle einen «hochbedeutsamen Traditionsanschluss» dar. Tatsächlich lässt sich die Anrufung Gottes bis zum Bundesbrief von 1291 zurückverfolgen. Inhaltlich erinnert sie laut Bundesrat daran, «dass neben dem Menschen und dem Staat eine höhere Macht existiert, womit der Wert des Irdischen relativiert wird».

Es ist eine epochale Idee: Kein König, keine Partei kann in der Schweiz als Allmächtiger auftreten. Das gilt seit Jahrhunderten. Gott hat diese Freiheit ermöglicht. Ob man an ihn glaubt, ist jedem selber überlassen. Die Schweiz ist ein freies Land.



# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)



1 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete 1'400.- p/Mt., NK 140.-, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8110 **Pfäfers**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)

**Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!**



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis CHF 891'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.birch-seuzach.ch](http://www.birch-seuzach.ch)



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8121 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»**



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 673'400.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8469 **Muri Talen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)

**Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis CHF 1'101'000.-, Bezug Frühling 2022  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
**Melden Sie sich bei unserem Chef** 👍  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:

**EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ** **Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich



## PERSONENKONTROLLE

# Gmür, Bregy, Müller, Romano, Herzog, Grütter, Zimmermann, Somm, Brenn, Farage, Palin, Abdul, Daniels



82 Euro: Brexit-Held Farage.

**Andrea Gmür**, Abschleicherin, hat nach einem Jahr bereits genug. Die Mitte-Partei gab bekannt, dass die Luzerner Ständerätin als Fraktionschefin zurücktritt. Der Abgang kommt etwas überraschend. Allerdings: Als sie vor einigen Monaten gemeinsam mit linken und grünen Ratskolleginnen gegen den Altherrenklub in der Kleinen Kammer herzog, kam bei einzelnen Parteileuten erstmals der Verdacht auf, Gmür sei womöglich eine Fehlbesetzung. Sie hatte sich darüber beklagt, man schenke Frauen im Ständerat weniger Gehör. Es war ein Hinweis darauf, dass sie nicht sehr durchsetzungstark ist. Der Eindruck verstärkte sich, als ihre Fraktion vor der Frühlings-session Lockerungen des Corona-Regimes für den 22. März verlangte und sie öffentlich das Gegenteil verkündete. Jetzt zieht sie die Konsequenzen. Als mögliche Nachfolger gelten der Oberwalliser **Philipp Matthias Bregy**, der Luzerner **Leo Müller** und der Tessiner **Marco Romano**. (hmo)

**Verena Herzog**, Sexuaufklärerin, empört sich über eine Kampagne des Jugendnetzwerks der Organisation Sexuelle Gesundheit Schweiz (SGCH). Die Thurgauer SVP-Nationalrätin verlangte in einem Vorstoss vom Bundesrat eine Erklärung, weshalb eine Gruppe, die vom Bund beträchtliche Gelder erhalte, sich derart offensiv zum Thema Masturbation äussere. Stein des Anstosses war ein Interview, in dem SGCH-Co-Präsidentin **Noemi Grütter** die Meinung vertrat, Kinder müssten schon sehr früh in ihren Erfahrungen mit Masturbation begleitet werden. Dazu kann man nur sagen: Wenigstens ist in diesem Fall das Geld wortwörtlich in guten Händen. (hmo)

**Laura Zimmermann**, Aufgeschlossene, spricht mit bürgerlichen alten weissen Männern. Die 29-jährige Co-Präsidentin der Operation Libero



Berührungängste? Libera Zimmermann.

debattiert neu in einem Talk mit dem 56-jährigen Publizisten **Markus Somm**. Das sorgt für Proteste bei linken alten weissen Männern in der Presseszene. «Ihr habt keine Berührungängste», rufen sie der Politikaktivistin in den sozialen Medien in altbekannter gönnerhafter und paternalistischer Art und Weise zu. Was noch fehlt und vielleicht noch folgt: «Wir meinen es ja nur gut mit dir, Schätzchen.» Die Idee, dass eine erwachsene Frau selber entscheiden und beurteilen kann, mit wem sie spricht, und keine ungefragten Ratschläge oder eine Erlaubnis braucht, scheint gerade bei Linken in der Medienwelt immer noch nicht überall angekommen zu sein. Vielleicht stellen die Vorfälle bei der TX Group, wo chauvinistische Männer ihr Unwesen treiben, in Wirklichkeit nur die Spitze des Eisbergs dar. (odm)

**Tristan Brenn**, Maskenfreund, lässt als Chefredaktor des Schweizer Radio und Fernsehens (SRF) gerne die Vorzüge der Gesichtsmaske loben. Nun erreichen die *Weltwoche* aus Leserkreisen Fotos von der Demonstration gegen die Covid-Massnahmen am vergangenen Wochenende in Liestal, Baselland. In der Journalistenschar ist ein mit SRF angeschriebener Reporter zu sehen. Unmaskiert! Man fragt sich: Sind am Ende sogar schon die SRF-Mitarbeiter ihrer eigenen Maskendoktrin überdrüssig? (fsc)

**Nigel Farage**, Miet-Gratulant, erzählt für Geld alles, was man ihm aufträgt. Auf der amerikanischen Video-Sharing-Website Cameo kann man den Brexit-Helden für ein personalisiertes Glückwunschvideo mieten. Kostenpunkt: 82 Euro. Farage befindet sich in illustrier Gesellschaft: Auch **Sarah Palin**, Ex-Popsängerin **Paula Abdul** und Pornostar **Stormy Daniels** übermitteln Geburtstagsgrüsse. (ky)

## Banken-Sheriff Mark Bransons neues Revier

Er verlässt die Finanzmarktaufsicht (Finma) und wird Chef bei der deutschen Finanzmarktaufsicht Bafin. Die Finanzpresse ist voll des Lobes über den Entscheid von Finanzminister Olaf Scholz (SPD). Dieser stand unter ziemlich hohem Druck, nach dem Wirecard-Skandal einen valablen Kandidaten zu präsentieren. Dies ist ihm nun mit dem britisch-schweizerischen Doppelbürger Mark Branson gelungen.

Und in der Schweiz? Acht Jahre lang leitete Branson die Finma. Zeitweise fluchten Bankenvertreter wie die Kutscher über eine ihres Erachtens selbstherrliche Aufsichtsbehörde. Stein des Anstosses war anfangs die ungewohnt verschärfte Gangart in Fragen der Steuerhinterziehung. Auch die von der Finma durchgesetzte *too big to fail*-Regulierung kam namentlich bei den Grossbanken schlecht an.

### Unvermeidliches Rumoren

Tempi passati, scheint es. Jörg Gasser, Direktor der Schweizerischen Bankiervereinigung, findet zum Abschied lobende Worte. Mark Branson habe die Finma «gut aufgestellt und auch personell in ruhigere Fahrwasser gebracht». Dass es zwischen Aufsicht und Banken manchmal rumore, sei unvermeidlich. Er habe Branson immer als «hart in der Sache, aber konstruktiv» erlebt. «Auf der Spitzenebene haben wir immer gute Lösungen gefunden.»

Etwas kritisch, so Gasser, könne man das starke Personalwachstum bei der Finma sehen – unter Branson hat sich die Belegschaft auf 600 Personen erhöht und damit fast vervierfacht. Dieses Wachstum habe mit sich gebracht, dass nicht immer alle Mitarbeiter auf der Höhe der Aufgabe gewesen seien. «Einigen der Jüngeren fehlte manchmal der Praxisbezug», was sich gelegentlich in schwerfälligen Regulierungen niedergeschlagen habe.

Unter dem Strich hat Branson eine orientierungs- und etwas zahnlose Finma in eine moderne Aufsichtsbehörde verwandelt, welche die neue Realität auf dem Schweizer Finanzplatz durchsetzt – mit allem Für und Wider. Diese Aufgabe ist seit geraumer Zeit abgeschlossen. Auf Gesprächspartner wirkte Branson in letzter Zeit etwas gelangweilt. Was könnte da spannender sein, als auch die Grossbaustelle Bafin mit ihren 3000 Angestellten in Ordnung zu bringen?

Florian Schwab

## MÖRGELI

### Schluss mit Rauchen, willkommen Diversity

Ein Mann namens Philip Morris eröffnete 1847 in London ein Tabakgeschäft. Daraus ist mittlerweile ein Weltkonzern geworden, der 73 500 Menschen Arbeit und Verdienst bietet. Und jährlich 78 Milliarden Dollar umsetzt. Und dank steigenden Aktienkursen über Jahrzehnte Wohlstand geschaffen hat. Die Firma wirbt da, wo Werbung für Zigaretten überhaupt noch erlaubt ist. Zum Beispiel ganzseitig in der *Neuen Zürcher Zeitung*.

Vielleicht mit dem Marlboro-Mann, der mit Pferden und Cowboy-Hut Männlichkeit, Freiheit und Abenteuer bedeutet? Mitnichten. Da zeigen sich lächelnde Menschen verschiedener Hautfarben. Davor aber, stämmig aufgebaut mit verschränkten Armen, eine mittelalterliche weisse Frau namens Silke Muenster. Diese arbeitet in Lausanne bei Philip Morris International. Sie hat in Bochum studiert und verkörpert rein schon in ihrer Dimension die grösste Zuwanderungsgruppe der letzten Jahre.

Silke Muenster ist weder CEO noch CFO oder COO. Sondern CDO. Was der Inseratetext sogleich übersetzt: «Chief Diversity Officer». Also zuständig für «Inklusion und Vielfalt» am Arbeitsplatz, abgekürzt I & D. Diese resolute Dame verspricht, für «Gender-Gerechtigkeit» zu sorgen, nämlich 40 Prozent Frauenanteil. Selbstverständlich nicht auf den Tabakplantagen, sondern im Management. Man würde sich nicht wundern, wenn der Staat bald schon von jedem Gewerbebetrieb und jedem KMU verlangte, den Posten eines Chief Diversity Officers (CDO) zu schaffen.

Überhaupt befinde sich Philip Morris in einem «tiefgreifenden Transformationsprozess», denn: «Zigaretten sollen so bald wie möglich durch rauchfreie Alternativen ersetzt werden.» Die Aktionäre dürften dies als ziemlich riskantes Geschäftsmodell beurteilen. Wäre Silke Muenster bei Coca-Cola, sie würde wohl das Ende der ungesunden Süssgetränke verkünden und zu Gemüsesäften übergehen. Oder bei Mercedes die Firma angesichts des CO<sub>2</sub>-Ausstosses in ein Grünpflanzen-Center umkrepeln. Dabei ist Rauchen eigentlich ein Ritual, um böse Geister zu vertreiben. Zum Beispiel Chief Diversity Officers.

Christoph Mörgeli

# Es gibt einen besseren Kapitalismus

Unternehmen haben eine soziale Verantwortung.  
Tito Tettamantis Orientierung am Gewinn ist überholt.

Klaus Schwab

In der letzten Ausgabe der *Weltwoche* hat Tito Tettamanti meine Ansätze zur Verbesserung des Kapitalismus durch Berücksichtigung der Stakeholder und der Nachhaltigkeit als konzeptionellen Irrtum kritisiert. Diese Kritik bedarf einer Entgegnung. Wer heute in den ideologischen Krieg zieht, um den Shareholder-Kapitalismus gegenüber dem Stakeholder-Prinzip zu verteidigen, steht auf der falschen Seite der Geschichte. Gerade die Pandemie hat uns gezeigt, dass ein Unternehmen nicht nur eine wirtschaftliche Einheit zur Erzeugung von Produkten und Dienstleistungen ist, sondern auch ein sozialer Organismus mit tiefer Verankerung in unserem gesellschaftlichen System.

## Entscheidend ist das Vertrauenskapital

Daher hat das Unternehmen nicht nur die Erwartungen der Aktionäre zu berücksichtigen, sondern auch all derjenigen, die mit dem Unternehmen verbunden sind, das heisst der Mitarbeiter, Kunden, Lieferanten, Kreditgeber und staatlichen Institutionen. Sie alle – genauso wie die Aktionäre – haben ein gemeinsames Interesse, das langfristige Gedeihen des Unternehmens zu gewährleisten und zu fördern.

In der Zweckbestimmung eines Unternehmens gibt es daher keinen Konflikt zwischen Aktionären und der sozialen Verantwortung des Unternehmens. Volkswirtschaftliches Ziel des Unternehmens ist die Vermehrung des Wohlstands der Gesellschaft. Das Spannungsfeld ergibt sich vielmehr aus der Frage, ob Aktionäre eine kurzfristige Gewinnmaximierung anstreben oder auf eine nachhaltige längerfristige

Vermögensvermehrung setzen, die ja nur durch den gemeinsamen Einsatz aller Stakeholder gewährleistet ist.

Eine moderne Unternehmensführung ist sich bewusst, dass es zur Werterzeugung nicht nur Finanzkapital braucht, sondern auch das Kapital, das in den Mitarbeitern, in der Natur und in der Gesellschaft verankert ist. Talente zum Beispiel sind heute oft viel ausschlaggebender für den Unternehmenserfolg als finanziel-

*Im Grunde könnte man sogar sagen, dass wir heute im Zeitalter des Talentismus leben.*

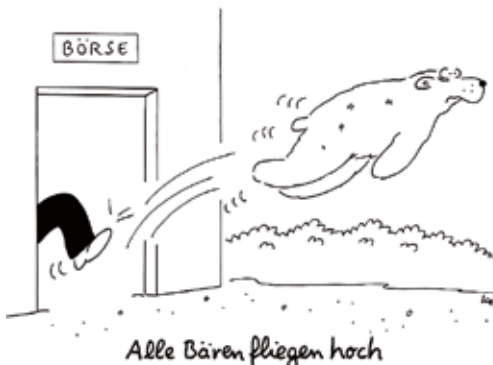
le Ressourcen. Im Grunde könnte man sogar sagen, dass wir heute im Zeitalter des «Talentismus» leben und nicht mehr im traditionellen Kapitalismus, der als Folge der ersten industriellen Revolution vor über hundert Jahren als Ideologie entstanden ist.

Eine Unternehmensleitung, die nicht alle ihr zur Verfügung stehenden Ressourcen, also auch den Menschen und die Natur, pflegt, wird das wichtigste Kapital verlieren, das ein Unternehmen zum Erfolg führt, nämlich das Vertrauenskapital.

Stakeholder-Kapitalismus ist in der heutigen Gesellschaft eine Voraussetzung für das Engagement hochqualifizierter Mitarbeiter, für die Erhaltung der Kundentreue und den bevorzugten Zugang zum Kapitalmarkt. Verfechter des Shareholder-Kapitalismus haben die Herausforderungen einer sich gewandelten Gesellschaft mit neuen Erwartungen nicht erkannt. Selbst der «Business Roundtable», der die grössten amerikanischen Unternehmen umfasst, hat sich zum Stakeholder-Kapitalismus bekannt, also dazu, dass ein Unternehmen nicht nur auf Gewinn ausgerichtet sein soll, sondern auch eine gesellschaftliche Verpflichtung hat.

Klaus Schwab ist Professor, Chairman und Gründer des Weltwirtschaftsforums sowie Autor des Buchs «Stakeholder Capitalism. A Global Economy that Works for Progress, People and Planet» (Wiley, 2021).

Lesen Sie Peter Nobels Rezension auf Seite 55.



# Alpen-Opec futsch und fertig

Eine sich spaltende Gesellschaft hat zwei Optionen: Klassenkampf oder Fremdenhass.



Die Gelbwesten haben den Sturm auf Paris geprobt. Sie werden wiederkommen. Die Anhänger von Trump den Sturm auf das Kapitol. Und die Schweizer Soloselbständigen marschierten als weisse Gespenster durch Chur und Liestal. Immer werden zwei Bruchlinien sichtbar: Auf der einen Seite die Reichen und die Superreichen gegen die Verlierer des neoliberalen Kapitalismus. Und auf der anderen Seite der Bruch zwischen den städtischen Metropolen und den verarmenden ländlichen Regionen, aus denen sich der Staat zurückzieht.

In der Schweiz vollzieht sich alles etwas verzögert, aber nicht anders. Mit der direkten Demokratie als Handbremse. Bestes Beispiel: Doris Leuthard wollte die Wasserzinsen flexibilisieren, das heisst auf gut Deutsch senken. Unterstützt wurde sie vom damaligen Walliser Energiedirektor Jean-Michel Cina. Zum Dank wurde der publizistische Nichtschwimmer Präsident der SRG. Der Plan, die Wasserzinsen zu senken, scheiterte, weil die Bündner Wasserzinsgemeinden unter Carl Not mit dem Referendum drohten.

Auf dem europäischen Energiemarkt vollziehen sich mehrere Veränderungen gleichzeitig. Deutschland wird bis Ende 2022 aus der Atomenergie aussteigen. Die letzten sechs Meiler gehen vom Netz. Steinkohle wird in Deutschland keine mehr verbrannt. Und auch immer weniger Braunkohle. Dies, weil die Preise der Emissionszertifikate pro Tonne CO<sub>2</sub> auf vierzig Franken gestiegen sind. Wind- und Sonnenenergie sind mit Abstand die günstigsten Energien. Preistendenz weiter sinkend. Aber es wird mindestens zehn bis fünfzehn Jahre dauern,

bis sie europaweit alle Atom-, Kohle- und Gaskraftwerke ersetzt haben. Und den zusätzlichen Strombedarf für Wärmepumpen und Elektroautos decken können.

Dazu kommt: Wenn endlich genug Impfstoff zur Verfügung steht, wird die wirtschaftliche Erholung schneller kommen, als wir dies alle denken. Märkte antizipieren. Deshalb haben sich die Strompreise pro Kilowattstunde Bandenergie fast verdoppelt. Daran wird sich wenig

*Und die Alpöhis im Ständerat? Sie stimmten einstimmig gegen die Interessen ihrer eigenen Kantone.*

ändern. In den nächsten zehn Jahren werden die Wasserkraftwerke hochrentabel sein. Mit Rahmenabkommen sogar sehr viel rentabler.

Dr. Albert Rösti ist Präsident des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes. Er kämpft im Interesse der heutigen Kraftwerkbesitzer gegen das Berggebiet. Jetzt will sein Verband die Wasserzinsen nicht mehr flexibilisieren, sondern kantonalisieren. Unter dem Strich kommt dies auf das Gleiche heraus. Obwohl der Strom dank der rot-grünen Politik in Europa immer mehr wert ist, soll das Berggebiet immer weniger bekommen. Und es muss den Bau neuer gigantischer und unnötiger Staumauern so mitfinanzieren.

Was macht die Regierungskonferenz der Gebirgskantone unter dem Vorsitz von *sleepy* Roberto Schmidt? Genau das Gleiche wie zum Zeitpunkt, als Doris Leuthard die Flexibilisierung der Wasserzinse forderte. Rein gar nichts.

Im Alpenraum beenden die wenigen Aufrechten ihre politischen Nachtgebete mit der frommen Bitte: «Lieber Carl Not, rette uns vor unseren eigenen Unfähigen und drohe mit einem neuen Referendum.»

Ein Unglück kommt selten allein. In den letzten Jahren machte die Hotellerie in den Städten vorwärts. Und jene in den Alpen verlor an Boden. Deshalb wurde in den Städten investiert und in den Alpen weniger bis nichts. Seit Corona hat sich einiges verändert. Die Hotels in den Städten, die vorab von ausländischen Touristen und Geschäftsleuten lebten, sind leer. In den Alpen sah es im Sommer dank Schweizer Touristen etwas besser aus.

Unter dem Strich verloren die städtischen Hotels – auch jene in Brig – weit mehr als 40 Prozent des Umsatzes. Die meisten Hotels in den Alpen zwischen 25 und 40 Prozent. Die Mehrheit des Nationalrates stimmte für die Anträge der SP und der Grünen, die auch diesen Alpenhotels helfen wollten.

Und was machten unsere versammelten Alpöhis im Ständerat? Sie stimmten einstimmig mit der SVP gegen die Alpenhotels, gegen die Interessen ihrer eigenen Kantone. Und für die Stadthotels. Allen voran Beat Rieder, der Präsident der Walliser Tourismuskammer. Noch hat fast niemand begriffen, was dies ökonomisch bedeutet.

Fortsetzung folgt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# «Biden verliert definitiv den Faden»

Der langjährige Stenograf des Präsidenten schildert, wie sein Chef von Weltpolitikern gedemütigt wurde. Und wie er Amerikas führende Journalisten gefügig stimmte.

Urs Gehriger

Die Geschichte ereignete sich direkt vor meinen Augen. Ich sah und hörte sie aus erster Hand», schreibt Mike McCormick in seinem Buch «Joe Biden Unauthorized». Fünfzehn Jahre lang hatte er als Stenograf im Weissen Haus gearbeitet. Von 2011 bis 2017 war er Vizepräsident Biden zugeteilt. Er reiste mit Biden in der Air Force Two um die Welt, nahm an Dutzenden Gipfeltreffen teil und zeichnete die Worte Bidens und führender Politiker auf.

McCormick beschreibt Joe Biden als warmen Familienmenschen, Patrioten und versierten, aber gleichzeitig prahlerischen und eigennützigem Politiker, der persönlich für zahlreiche aussenpolitische Pannen verantwortlich zeichnete und sich «allzu oft von Selbstverherrlichung auf Kosten der Redlichkeit» leiten liess. Vieles, was er jahrelang als Augenzeuge aufgezeichnet habe, sei nie in der Presse erschienen. Den Grund dafür könne er schwarz auf weiss darlegen, sagt McCormick im Gespräch mit der *Weltwoche*. Wir erreichen den zweifachen Familienvater telefonisch in seinem Wohnort in Washington, D. C.

**Weltwoche:** Innerhalb von nur wenigen Wochen im Amt riskiert US-Präsident Biden bereits eine aussenpolitische Konfrontation. Er bezeichnete Russlands Präsidenten Putin letzte Woche in einem TV-Interview als «Killer». Putin reagierte mit dem Abzug des russischen Botschafters aus Washington, D. C. Mike McCormick, als sein persönlicher Stenograf haben Sie Joe Biden aus nächster Nähe kennengelernt. War er schon immer ein harter Hund im Umgang mit Putin?

**McCormick:** Ich hatte gerade angefangen, mit Biden zu arbeiten, als er 2011 seine erste Reise nach Moskau antrat. Dabei wurde ich aus wenigen Metern Abstand Zeuge, wie der russische Präsident Joe Biden öffentlich demütigte. In meinen fünfzehn Jahren als Steno-

graf im Weissen Haus habe ich nie erlebt, dass ein Staatschef einen anderen hohen Politiker in der Öffentlichkeit so respektlos vorführte, wie es Putin mit Biden getan hat.

**Weltwoche:** Wie genau hat sich dieser Zusammenprall abgespielt?

**McCormick:** Während seiner gesamten Vizepräsidentschaft brüstete sich Biden gerne mit seinen diplomatischen Fähigkeiten und seinem engen Draht zu Weltpolitikern. Dabei hatte er die Tendenz, vor anderen Staatsoberhäuptern zu viel über sich selbst zu reden. Die ausländischen Staatschefs waren sich dessen bewusst. Zu Beginn des Treffens in Moskau stellte Putin Joe Biden eine Falle, indem er sagte: «Sie waren schon einmal hier in Moskau, es hat sich hier viel verändert, seit Sie das letzte Mal hier waren.» Biden liess sich ködern. Er versuchte, seinen Vortrag über seine jahrzehntelange Rolle in

den amerikanisch-russischen Verhandlungen mit dem gewichtigen Satz zu beginnen: «Ich bin schon lange dabei. Das erste Mal, als ich hier war ...» Da fiel plötzlich das Mikrophon aus, die Lichter gingen aus, und eine russische Stimme forderte die Presse auf, den Raum zu verlassen. Putin hatte Biden mitten im Satz den Stecker gezogen. Joe Biden stand düpiert im schwach beleuchteten Raum. Das Transkript des Treffens habe ich in meinem Buch veröffentlicht. Die anwesende Presse hatte es damals unterlassen, über diesen Affront zu berichten.

**Weltwoche:** Sie schreiben, dass Biden «während seiner Amtszeit als Vizepräsident sehr wenig Respekt auf der Weltbühne genoss». Können Sie das erklären?

**McCormick:** Viele Ereignisse, die ich gesehen habe, haben mir gezeigt, dass Biden leicht zu manipulieren war. Ich denke, die ausländischen Regierungen hatten eine ziemlich gute Vorstellung davon. Er war sehr ehrgeizig. Er wollte unbedingt Präsident der Vereinigten Staaten werden. Wie ich im Buch schildere, lief Biden

auch beim türkischen Präsidenten Recep Erdogan und bei Chinas Staatschef Xi Jinping auf.

**Weltwoche:** Sie schreiben: «Es steckt ein Genie in Joe Biden, aber er versteht es hervorragend, es zu tarnen.» Von welchem Genie sprechen Sie?

**McCormick:** Hinter Bidens kumpelhaften Sprüchen wie «Hey Mann, wie geht's?» versteckt sich ein smarterer, manipulativer Kerl. Wann immer er offizielle Geschäfte abwickelte, sorgte er dafür, dass persönliche Privilegien nicht zu kurz kamen. Auf diese Weise kam sein Sohn Hunter ins Spiel und sicherte sich lukrative Nebengeschäfte. Joe Biden weiss genau, wie man das Spiel spielt. Er spielte es so gut, dass er Präsident der Vereinigten Staaten wurde.

**Weltwoche:** Journalisten gehen auffallend sanft mit Joe Biden um. Sie schreiben, dass Dutzende von Medienvertretern ein enges Verhältnis zu Biden und seiner Familie pflegten. Anlass waren private Partys, die sogenannten Biden Beach Boardwalk Bashes. Worum ging es da?

**McCormick:** Im Jahr 2011 begann Joe Biden als Vizepräsident diese informellen Pool-Partys in seinem Haus zu organisieren, zu denen er nur bestimmte, ihm freundlich gesinnte Medien einlud. Mit jedem Jahr lud er mehr und mehr Medien ein.

**Weltwoche:** Wer hat diese Partys bezahlt?

**McCormick:** Der amerikanische Steuerzahler. Biden finanzierte sie aus dem Budget des Vizepräsidenten.

**Weltwoche:** Woher wissen Sie, wer eingeladen war?



Autor McCormick.





«Er weiss genau, wie man das Spiel spielt»: Pool-Party in Joe Bidens Garten.

**McCormick:** Weil ich die Einladungen in den Besucherlisten des Weissen Hauses gesehen habe. Es wurden keine Reporter von rechtsgerichteten oder konservativen Medien eingeladen, sondern progressive Journalisten und ihre Kinder. Julie Pace, die Büroleiterin von Associated Press, ging zu allen drei Biden Beach Boardwalk Bashes. Die ABC-News-Journalisten Jim Avila und Jonathan Karl und die CNN-Journalisten Wolf Blitzer und Jake Tapper waren da. NBC News war mit Chuck Todd, Mike Memoli und Al Roker vertreten. Für die

### «Hinter Bidens kumpelhaften Sprüchen versteckt sich ein smarter, manipulativer Kerl.»

eingeladenen Journalisten waren die Partys eine grosse Sache. Ich sass in einem Interview, das Biden mit Norah O'Donnell von CBS führte. Als sie sich vorbereiteten und das Mikrofon auf den Vizepräsidenten richteten, unterhielten sie sich ein wenig, um sich aufzuwärmen. Sie sah ihn an und sagte: «Oh, Mr. Vice President. Die Kinder hatten so eine tolle Zeit bei der Pool-Party neulich.» Er erwiderte erfreut. «Oh, das ist wunderbar.»

**Weltwoche:** Was passierte auf diesen Partys?

**McCormick:** Ich habe Fotos von der Party an den Wänden im West Wing gesehen. Joe Biden rannte im Hof seiner Residenz mit einer Super-Soaker-Spritzpistole herum und bespritzte kleine Kinder: die Kinder seiner Familie und die Kinder dieser Journalisten. Auch Bidens Söhne Hunter und Beau waren mit ihren Kindern eingeladen. Das erklärt vielleicht, warum die Hunter-Biden-Laptop-Geschichte nicht viel Aufmerksamkeit erregt hat. All diese Journa-

listen waren da, und Hunter Biden gab den freundlichen Vater, den fröhlichen Typen von nebenan. Das ist eine furchtbare Sache, wenn sich Journalisten auf solche Kungeleien einlassen. Aber sie taten es und liessen sich von Joe Biden leicht dazu manipulieren.

**Weltwoche:** Das Netzwerk Biden Beach Boardwalk Bashes scheint sich noch heute auszuzahlen. Norah O'Donnell ist die Journalistin, die für das erste Einzelinterview mit Präsident Biden auserkoren wurde.

**McCormick:** Ja, das ist richtig. Das Interview wurde vor dem Super Bowl ausgestrahlt und hatte riesige Einschaltquoten. In einer Werbeanzeige für das Interview kündigte O'Donnell an, sie habe ein 20-minütiges Gespräch mit dem Präsidenten im Weissen Haus. Aber von diesen 20 Minuten wurden tatsächlich nur 12 Minuten und 46 Sekunden ausgestrahlt. 7 Minuten und 14 Sekunden wurden herausgeschnitten.

**Weltwoche:** Warum wurde das Interview gekürzt?

**McCormick:** Das wissen wir nicht. Sie hat es nicht gesagt. Ich denke, sie wurden herausgeschnitten, weil Biden alt und schwach ist und er im Gespräch Patzer machte. O'Donnell nahm an drei dieser Biden Beach Boardwalk Bashes mit ihren Kindern teil. Ich würde sagen, sie kennt Biden ziemlich gut. Sie sah, was mit ihm los war, und half ihm, sich in vorteilhaftem Licht zu präsentieren.

**Weltwoche:** Kürzlich sagten Sie: «Er hat den Tritt verloren, und er scheint nicht mehr die gleiche geistige Schärfe zu haben wie vor vier Jahren.» Woran sehen Sie das?

**McCormick:** Früher konnte er vor Publikum 45 Minuten lang aus dem Stegreif reden. Das schafft er jetzt nicht mehr. Die Rede, die er ein Jahr nach Ausbruch der Covid-Pandemie vom

Teleprompter ablas, war voller Versatzstücke aus alten Reden. Sie geben ihm Halt und Vertrautheit. Seine gesamte Erscheinung wirkt gebrechlich.

**Weltwoche:** Letzte Woche stolperte Biden auf der Treppe zur Air Force One gleich dreimal. Der Wind habe ihn umgeblasen, lautet die offizielle Erklärung.

**McCormick:** Es war nicht der Wind. Schauen Sie sich Bidens Schritte auf dem Rollfeld an, als er zum Flugzeug geht, er ist ziemlich bleifüssig und stolpert fast. Ich habe ihn noch nie so gehen gesehen. Wenn ich das Tagesprogramm, das wir zusammen absolviert haben, mit dem von heute vergleiche, ist das wie Tag und Nacht.

**Weltwoche:** Biden unterlaufen oft sprachliche Entgleisungen, manchmal bezeichnet er Kamala Harris als «Präsident». Gab es Ähnliches bereits, als Sie an seiner Seite waren?

**McCormick:** Biden hatte während seiner gesamten Vizepräsidentschaft Ausrutscher. Aber heute verliert er definitiv den Faden. Dass er sich neulich nicht mehr an den Namen seines Verteidigungsministers und des Gebäudes, in dem er arbeitet, das Pentagon, erinnern konnte, ist schlimmer als all das, was ich mit ihm erlebt habe.

Das ausführliche Interview auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International). Darin schildert Mike McCormick Joe Bidens Versagen beim Truppenabzug aus dem Irak und die dubiosen Geschäfte von Sohn Hunter.



Mike McCormick:  
Joe Biden Unauthorized:  
And the 2020 Crackup  
of the Democratic Party.  
Bookbaby, 2020. 202 S., Fr. 49.90

# Eine schickliche Beerdigung

Der Rahmenvertrag liegt auf dem Sterbebett.

Ringt sich der Bundesrat am Mittwoch bereits dazu durch, den Deal zu bestatten?

Marcel Odermatt

Die Frühlingssession der eidgenössischen Räte endete zwar am Freitag. Im Bundeshaus herrscht trotzdem bereits wieder emsiges Treiben. Kommissionssitzungen des National- und des Ständerates stehen an. Die Parlamentarier genehmigen sich im Bundeshausrestaurant «Galerie des Alpes» einen Kaffee im Pappbecher. Ein Thema überlagert alle Gespräche: das institutionelle Abkommen (InstA) mit der EU.

Ignazio Cassis trat vor den Mitgliedern der Aussenpolitischen Kommission der Grossen Kammer (APK-N) auf. Für den FDP-Bundesrat ist der Rahmenvertrag offenbar nicht mehr zu retten. Der Vorsteher des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) plant, seinen Kollegen im obersten Leitungsgremium des Landes eine Ablehnung zu empfehlen. Das Geschäft ist laut verlässlichen Quellen am 31. März, am nächsten Mittwoch, im Bundesrat für eine Aussprache traktandiert. Kommt es dann zur schicklichen Beerdigung?

## Anreiz Last-Minute-Bluff

Ignazio Cassis steht unter gewaltigem Druck. Er versucht im Moment auszuloten, womit man rechnen muss, wenn er in einigen Tagen im Bundesratszimmer für ein Ende der Übung plädiert. Der Magistrat will am Schluss auf keinen Fall als Verlierer vom Platz. Verständlich, denn der Aussenminister betonte immer, dass ein Scheitern des Deals eine Möglichkeit sei. Und der EDA-Chef erklärte bei jeder Gelegenheit, dass er den Rahmenvertrag nicht um jeden Preis unterschreiben werde.

Wer den Tessiner in der siebenköpfigen Exekutive unterstützen wird, ist unsicher. Die beiden SVP-Vertreter sind als Gegner des Deals gesetzt. Doch schon Cassis' Parteikollegin Karin Keller-Sutter gilt laut Beobachtern als Wackelkandidatin. Zwar signalisiert die Justizministerin in Gesprächen, dass sie dem Abkommen ablehnend gegenübersteht. Sie fungiert aber auch als enge Verbündete und Vertraute von Sozialdemokrat Alain Berset, dem nach wie vor Sympathien für das Abkommen nachgesagt werden.

Im Bundeshaus wird zudem spekuliert, ob es in den Verhandlungen noch zu einer Überraschung kommt. Das würde heissen, dass die Brüsseler Funktionäre bei einem umstrittenen Punkt nachgeben, damit die Schweizer Unterhändler das Entgegenkommen an der Heimfront als Durchbruch verkaufen können. Die fast nicht mehr auflösbare Verhandlung und Einbindung der Wirtschaftsmacht Schweiz in den Block brächte der EU grossen Nutzen. Und Geld. Der Anreiz für einen Last-Minute-Bluff aus Brüssel ist deshalb gegeben.

Für viele im Bundeshaus bedeutet dies ein Schreckensszenario. Konsultationen in letzter Sekunde gehen für die Schweizer Seite meistens ins Auge. 2001 verhandelte der damalige Verkehrsminister Moritz Leuenberger einen Staatsvertrag mit Deutschland. Die zugestandenen Südanflüge auf den Zürcher Flughafen wurden als Übergangslösung verkauft – benutzt wird diese Route bis heute.

Beim geplanten EWR-Beitritt war ein Veto-recht der Schweiz vorgesehen. So hätte die Eidgenossenschaft verhindert, dass sie automatisch künftiges EU-Recht übernehmen muss. Bei einem Treffen zwischen dem Präsidenten der damaligen EG-Kommission – Jacques Delors – und Volkswirtschaftsminister Jean-Pascal De-



„Du hast dich aus Versehen schon wieder vors Aquarium gesetzt...!“

lamuraz kippte der Franzose mit dem Einverständnis des Waadtländers diesen Anspruch im letzten Moment aus dem Vertrag. Im Ausland verhandelnde Bundesräte können ein Sicherheitsrisiko für die Schweiz sein. Gut möglich, dass auch in diesem Fall ein Bundesrat noch nach Brüssel reisen wird.

## Zeremonie zum Abschluss

Während die Gegner auf ein baldiges Ende hoffen, bleiben die Befürworter nicht untätig. PR-Büros erledigen hinter den Kulissen ihre Arbeit. InstA-Anhänger versuchen mit Zeitungsbeiträgen, den Zuger Unternehmer und Rahmenvertrags-Schreck Fredy Gantner als windigen Finanzmogul zu diskreditieren. Sie porträtieren ihn als einen, der den Vertrag nur aus Eigennutz ablehne, während sie sich die EU als Hort der Demokratie und Rechtsstaatlichkeit ausmalen.

Die Brüssel-beflissenen Kräfte in Bern werden immer nervöser. Die Grünliberale Partei verlangte – sekundiert von den Linken – diese Woche in der Kommissionssitzung der APK-N ruppig, dass der Bundesrat sozusagen entmachteter werden und das Parlament über den Vertrag entscheiden soll. Dabei besagt Artikel 54 der Bundesverfassung klar: «Die auswärtigen Angelegenheiten sind Sache des Bundes.»

Zum bundesrätlichen Maulkorb kam es dann aber doch nicht. Die Grünliberalen und ihre Unterstützer zogen ihre Kommissionsmotion und ihre Vorstösse zurück. In der anschliessenden Medienmitteilung war davon nichts zu lesen. Dafür heisst es, dass die APK-N «vor einer abschliessenden Beurteilung des Rahmenabkommens und der erreichten Klärungen konsultiert werden will».

Was auch immer das bedeuten mag. Eine Quasi-Kaltstellung des Bundesrates hätte für unnötiges und verständliches Kopfschütteln in Brüssel gesorgt. Die Unterhändler des Blocks mühten sich jahrelang mit Vertretern der Landesregierung ab. Auf einen Schlag wäre diese Institution ausgeschaltet und nicht mehr entscheidungsfähig. Was für eine Pointe in dieser endlosen Saga, die in Bälde mit einer Beerdigungszeremonie zum Abschluss kommen könnte.

# Dogmen und Dünkel

Es ist nicht eine zu tiefe Maturitätsquote, an der das Schweizer Bildungssystem krank.



Jedes Jahr im Frühling, wenn es um den Übertritt ins Gymnasium geht, ertönt dieselbe Klage: Das Schweizer Bildungssystem sei sozial ungerecht. Kinder von Akademikern würden den Sprung ins Gymnasium auch dann schaffen, wenn sie nicht die hellste Kerze auf der Torte seien, während klügere Schüler aus Arbeiterfamilien auf der Strecke blieben. Dass das Schweizer Schulwesen ein Ausbund von Ungerechtigkeit ist, ist das neue Dogma in der Bildungspolitik. An Forderungen, wie dieser angebliche Missstand zu beheben sei, fehlt es nicht: Der Staat müsse dringend in die frühkindliche Bildung investieren, heisst es. Und die Maturitätsquote von 20 Prozent müsse dringend erhöht werden. Schliesslich gehe es um Gerechtigkeit.

Das kann man durchaus anders sehen. Es ist zweifellos so, dass die Voraussetzungen nicht für alle Kinder gleich günstig sind, dass das Elternhaus für den Bildungserfolg eine Rolle spielt und nicht jeder, der das will, die Matura machen kann. Doch ist das ungerecht? Ist Ungleichheit per se ein moralisches Problem, das vom Staat gelöst werden muss? Ist es nicht eher so, dass der Staat seinen Bildungsauftrag erfüllt, solange jedes Kind die Chance erhält, in der Schule mit Leistung und Talent voranzukommen? Wie es in der Schweiz die Regel ist? Jeder soll seine Chance haben, doch ist es vermessen, so zu tun, als könne man die Chancen für alle auf dasselbe Mass zurechtzimmern.

In unserer auf Gleichheit getrimmten Gesellschaft mag diese Position inzwischen fast unerhört sein. Doch man stelle sich vor, was es bedeuten würde, wenn der Staat effektiv

Gleichheit herstellte. Er müsste den Einfluss der Eltern neutralisieren, die unterschiedlichen Lebensstile nivellieren, die Freizeitgestaltung kontrollieren. Das Resultat wäre eine staatlich genormte Kindheit und Jugend, die Familie hätte dann bald ausgedient. Zudem gibt es im Leben eines Kindes zahlreiche Ungleichheiten. Die einen Schüler haben Pech mit dem Lehrer, der Schule, den Kollegen, den anderen fehlt die Begabung. Auch dafür trägt ein Kind nicht die Verantwortung.

Vor allem aber ist die Schweiz keineswegs eine starre, undurchlässige, immobile Klassengesellschaft, in der Akademikerfamilien nur

## *Ist Ungleichheit per se ein moralisches Problem, das vom Staat gelöst werden muss?*

weitere Akademiker und Arbeiterfamilien nur weitere Arbeiter produzieren. Mehr als ein Drittel der Kinder, deren Eltern eine Berufslehre gemacht haben, steigen bildungsmässig auf, während fast zwei Fünftel der Kinder aus gebildetem Haus nicht im Gymnasium oder an einer höheren Ausbildungsstätte landen wie ihre Eltern, sondern einen anderen Weg einschlagen. Da ist viel Dynamik drin.

Hinter der Polemik über das angeblich so ungerechte Bildungssystem steckt letztlich sehr viel Dünkel. Man bekommt mitunter den Eindruck, dass für etliche Bildungsfunktionäre der Mensch erst beim Akademiker anfängt. Für die OECD etwa, die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, stel-

len die Bildungseliten die Topklasse in Gesellschaft und Beruf dar, und die vergleichsweise tiefe Schweizer Akademikerpopulation gilt als Defizit. Auch hierzulande halten viele das Gymnasium und die Universität noch immer für den Königsweg. Dabei sind die Zeiten, als ein Uni-Abschluss eine glänzende Karriere und einen guten Lohn versprach, vorbei. Das gilt vor allem für die Geistes- und Sozialwissenschaftler, die mit rund 30 Prozent die grösste Gruppe der Studenten ausmachen.

In der März-Ausgabe des *Schweizer Monats* führte die Historikerin Andrea Franc aus, wie viel Universitätsabsolventen der Geisteswissenschaften im Schnitt effektiv verdienen. Man halte sich fest: Es sind 3750 Franken pro Monat. Germanisten, Soziologen und Kunsthistoriker, die ihre vielen Studienjahre oft noch mit einer Promotion verlängern, hangeln sich mit Mini-Jobs durchs Leben, wie Franc schreibt: «Sie arbeiten einfach wenig oder gar nicht.» Damit erzielen und versteuern sie ein tieferes Einkommen als beispielsweise Pflegerinnen oder Mechaniker. Und da sie als Geringverdiener für die Krankenkasse oder die Kinderkrippe Subventionen kassieren, «findet eine Umverteilung von Arbeitern zu Akademikern statt».

Der Sozialdemokrat Rudolf Strahm nennt diese Gruppe von Studienabgängern, die es auf dem Arbeitsmarkt eigentlich nicht braucht, «Überschussakademiker» – das ist nicht gerade nett formuliert, aber treffend. Anders gesagt: Unser Bildungssystem hat wirklich ein Problem. Es ist aber nicht die angeblich zu tiefe Maturitätsquote.

# Genfs verletzter Löwe

Der tief gefallene Pierre Maudet hat gute Chancen, wieder in die Regierung gewählt zu werden. Er bleibt ein politisches Ausnahmetalent und eine faszinierende Persönlichkeit.

*Peter Rothenbühler*

Die Überraschung konnte nicht grösser sein: Alle Medien, Politiker aller Parteien haben ihn ins Pfefferland gewünscht; selbst FDP-Schweiz-Präsidentin Petra Gössi legte ihm nahe, abzutreten. Kürzlich wurde er von einem Genfer Gericht wegen Vorteilsnahme zu einer hohen Busse (bedingt) verurteilt. Die Kollegen des Regierungsrats entzogen ihm in einem regelrechten Putsch alle wichtigen Dossiers; schliesslich hat er demissioniert und damit eine Ersatzwahl provoziert, zu der er als Parteiloser gleich selbst wieder angetreten ist. Völlig aussichtslos, wie alle Auguren prophezeiten.

Und jetzt? Der populäre, leicht arrogante Pierre Maudet erzielte am 7. März ein Bombenresultat; er schlug den offiziellen Kandidaten seiner Ex-Partei, Cyril Aellen, im Rennen und muss sich nun am 28. März im zweiten Wahlgang mit der Grünen Fabienne Fischer messen, die als Einzige mehr Stimmen gemacht hat als er.

## Bei der Jagd machen nicht alle mit

Nun blasen wieder alle zum Halali: Weg mit Maudet! Doch es könnte sein, dass er trotz allem wiedergewählt wird, dass sein politisches Ende noch lange nicht eingeläutet werden kann. Dafür viel eher der Schiffbruch der Genfer FDP (PLR), die sich, nur um Maudet loszuwerden, den Luxus leistet, tatenlos zuzuschauen, wie sich eine linke Regierungsmehrheit installiert. Jahrzehntlang hatte eine bürgerliche Entente dafür gesorgt, dass die Linke, die in der Stadtregierung die Mehrheit hält, wenigstens im Kanton in Schach gehalten wird. Wenn der parteilose Maudet gewählt wird, bleibt Genfs Kantonsregierung mehrheitlich rechts, und Petra Gössi müsste ihre eigenen Leute ernsthaft ins Gebet nehmen. Wenn er nicht gewählt wird, erst recht.

Es ist wirklich alles möglich. Denn bei der Jagd auf Maudet machen nicht alle mit. Die Linke sieht in der Anwältin Fischer, die einer



*Vergleiche zu Blocher: Politiker Maudet.*

bürgerlichen Kanzlei angehört, nicht wirklich eine Linke. Die FDP hat ihren Kandidaten Aellen zurückgezogen und Stimmfreigabe beschlossen. Die CVP schickt ihre Präsidentin Delphine Bachmann neu ins Rennen, und die SVP hält am chancenlosen Yves Nidegger fest. Der FDP-nahe Genfer Handels- und Industrieverein sogar empfiehlt Maudet zur Wiederwahl.

Wegen Covid-19 macht zurzeit nur einer wirklich Wahlkampagne: Pierre Maudet hat während der ganzen Covid-Pandemie notleidende Kleinunternehmer und Arbeitslose in seinem Strassenbüro empfangen und beraten. Er zählt auf seine Genferinnen und Genfer. Für sie will er weitermachen: «Ich fühle mich zutiefst verantwortlich für Genf», erklärte er im Lokalfernsehen, wo er wieder wie früher, als wäre nichts geschehen, die Wahldebatten do-

minierte – klug, unaufgeregt, sachlich, staatsmännisch.

Dabei ist vor zwei Jahren etwas geschehen, das den Kanton in eine politische Dauerkrise gestürzt hat, von den Medien wie eine Grosskatastrophe behandelt wurde und heute noch Rätsel aufgibt: Pierre Maudet hat sich als Regierungsrat mitsamt Familie vom Prinzen des Golfstaats Abu Dhabi zu einem verlängerten Wochenende mit Businessclass-Flug, Fünf-Sterne-Hotel und Besuch des Formel-1-Rennens einladen lassen. Wert: etwa 50 000 Franken.

## Vorreiter des «Macronismus»

Als die Vorteilsnahme, die gegen alle Regeln verstösst, dank findigen Journalisten und «with a little help from my friends», der Kriminalpolizei, die den Polizeidirektor Maudet längst auf dem Kieker hatte, ruchbar wurde, hat die Staatsanwaltschaft sofort zugeschlagen. Und Maudet, den viele den «König von Genf» nannten, machte einen noch viel grösseren Fehler als die Annahme des geschenkten Ausflugs: Er log alle an – Staatsanwaltschaft, Regierungskollegen, Medien, Partei. Die Reise

sei rein privat gewesen, ein befreundeter Geschäftsmann habe die Formel-1-Tickets gespendet und so weiter.

Dabei war es zunächst schon eine private Angelegenheit gewesen, aber die Regierung von Abu Dhabi liess sich die Gelegenheit, den Präsidenten der Genfer Regierung einzuladen und zu verwöhnen, nicht entgehen. So wurde aus der privaten Vergnügungsreise eine Einladung des Prinzen. Das grosse Rätsel: Warum hat Pierre Maudet, das «Wunderkind der Politik», nicht einfach die Einladung, für die nachweisbar keine Gegenleistungen erbracht wurden, eingestanden, sich dafür entschuldigt, und die Sache wäre gegessen gewesen? Und bald auch vergessen.

Warum verheddert sich dieser äusserst populäre und raffinierte Politiker in einem Lügen-



gewebe? Die Antwort ist vermutlich ein Fall für die Psychoanalyse, die weiss, dass sich erfolgreiche Menschen mit narzisstischer Störung für so perfekt halten, dass sie bei einem Fehler sagen müssen: «Das bin nicht ich, das gleicht mir nicht.» Das hat Maudet gesagt, als er sich endlich im Fernsehen in aller Form für den Fehler entschuldigt hat.

Immer interessanter wird auch die Frage, warum das Volk immer noch zu dem erst 43-Jährigen hält und über den Sündenfall hinwegzusehen bereit ist. Die einen sagen, der Kanton leide an Covid-19, Verkehrsüberlastung, dem Zusammenbruch kleiner Firmen und einer gigantischen Überschuldung – da sei ein starker Mann gefragt.

### Fuchs oder Chamäleon?

Dass Maudet stark ist und sich stets aktiv und wirksam sowohl um die Sorgen der Wirtschaft wie die des kleinen Bürgers gekümmert hat, ist bekannt. Kein anderer hat einen Leistungsausweis wie Maudet, der lange vor dem französischen Präsidenten Emmanuel Macron den «Macronismus» erfunden hat, nämlich eine konsequente «Sowohl als auch»-, eine «En même temps»-Politik, die es Linken und Rechten recht macht.

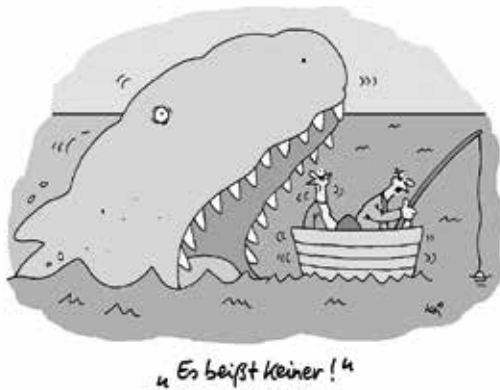
Es gelang ihm schon als Mitglied der Stadtexekutive, auf beiden Seiten zu punkten. Er verdiente sich den Übernahmen «Sheriff», indem er die Polizei aufstockte, mit dem Littering an der Seefront, den Drogenhändlern im Pâquis-Quartier und den Kleinkriminellen aufräumte und in enger Zusammenarbeit mit Staatsanwalt Oli-

### Der umschwärmte Mann ist doch nicht plötzlich ein Unmensch geworden, oder?

vier Jornod das Genfer Gefängnis Champ-Dollon heillos überfüllte. Auf der anderen Seite hat der «grüne Freisinnige» die Aktion «Papyrus», die Legalisierung der papierlosen Ausländer, lanciert und sich um die Arbeitslosen und die Berufsbildung verdient gemacht.

Andere sagen, ihm zu verzeihen, befehle der gesunde Menschenverstand: Dass er ein Geschenk angenommen habe und dies verheimlichen wollte, sei menschlich, es habe schliesslich niemandem geschadet. Warum sollte er nicht weiter für Genf wirken können? Er ist erwiesenermassen ein guter Regierender. Und: Wenn alle auf einen Mann schiessen, dem man die Verdienste nicht absprechen kann, gibt es im Volk einen Solidarisierungsreflex.

Hier sehen einige den Vergleich zu alt Bundesrat Christoph Blocher: Er wurde von den Medien niedergeschrieben, von den Politikern niedergeredet, fand aber Gnade und hatte Grosse Erfolg beim Volk. Und: Wenn heute die Medien zu vergessen scheinen, wie sehr



sie Maudet zwanzig Jahre lang gelobt haben, so geht es ihrem Publikum anders: Der umschwärmte Mann ist doch nicht plötzlich ein Unmensch geworden, oder?

Alt Bundesrat Pascal Couchepin, ein politischer «Pate» von Maudet, lässt sich im exzellenten Buch von Philippe Reichen über den Fall Maudet wie folgt zitieren: «Natürlich finde ich es falsch, was Maudet getan hat. Aber ich bin katholisch: Ich habe viele Sünder gesehen, denen vergeben wurde. Immerhin hat Maudet nicht primär dem Staat geschadet, sondern sich selbst und seiner Karriere.»

Heute kommt auch immer stärker zum Ausdruck, dass das eigentliche Problem, das die Genfer Politiker mit ihm haben, viel älter ist als der Skandal um die Reise. Maudet nervt, weil er so gut ist und lange als unangreifbarer, unantastbarer Primus gegolten hat. Jung, klug, erfolgreich, von den Medien angebetet, physisch grösser als die Kollegen, ist er mit seinem rechteckigen Offizierskiefer (Hauptmann der Armee) und einer doch recht arroganten Haltung einfach die ideale Neid- und Hassfigur für Konkurrenten. Wenn der mal fällt, ist für eine Legion lustvoller Nachtreter gesorgt.

Die Frage, mit welchem Tier man ihn am ehesten vergleichen könnte, ist nicht leicht zu beantworten. Er ist schlau wie ein Fuchs, hilfsbereit wie ein Bernhardiner, stark wie ein Löwe und anpassungsfähig wie ein Chamäleon. Beim Löwen müsste man heute hinzufügen: Früher sah er aus wie das Löwenbaby Simba aus dem Disney-Film, heute eher wie der verletzte König der Löwen, dem alle den Tod wünschen, der sich aber noch ein letztes Mal aufbäumt und mit seinem Brüllen allen Angst macht.

Die Story von Pierre Maudet ist faszinierend, weil es in der jüngeren politischen Schweizer Geschichte keine vergleichbare Figur gab. Er war über 25 Jahre lang das Wunderkind der Genfer Politik, eminente FDP-Politiker wie Guy-Olivier Segond oder Pascal Couchepin sahen in ihm schon früh einen künftigen Bundesrat. Die Medien, mit denen er hervorragend kommunizierte, lobten ihn dauernd in den höchsten Tönen.

Schon als Vierzehnjähriger gründete er in Genf ein Jugendparlament, er eroberte 2007 die Stadtexekutive im Schnellschritt, wurde 2011

Stadtpräsident, gewann gleich darauf (2012) die Wahl in die Kantonsregierung, und zwar gegen eine sehr aussichtsreiche Sozialdemokratin. Dort dominierte er bald das Gremium so eindeutig, dass der Conseil d'Etat (Regierungsrat) schon bald als «bande à Maudet» galt.

### Genf ist Maudet?

Sogar den Schritt in den Bundesrat hat Maudet kühn angetreten. Nach dem Rücktritt von Didier Burkhalter schlug er seine Zelte in Bern auf, bezirzte Tag und Nacht Parlamentarier und Parlamentarierinnen und erzielte ein beachtliches Resultat, obschon ausgemacht war, dass Ignazio Cassis gewählt werden musste.

Der junge Mann hat nach dem Studium der Rechte keinen Tag als Rechtsanwalt gearbeitet; er war schon als Bub politisch tätig, seine erste Petition galt einem Skatepark. Er war immer ein «homme pressé», hat aus jedem Amt, das ihm anvertraut wurde, das Maximum herausgeholt. Und kann sich schlicht nicht vorstellen, etwas anderes zu machen, als zu regieren.

Lange hiess es: Maudet ist Genf, Genf ist Maudet. Vielleicht wird das auch in Zukunft so sein. Wird er am 28. März nicht gewählt, ist bei der Gesamterneuerungswahl der Regierung 2023 mit einem Kandidaten Pierre Maudet zu rechnen.

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vz.ch/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

[www.vermoegenszentrum.ch](https://www.vermoegenszentrum.ch)



# Missbrauchter Mord

In Südlondon wird eine junge Frau getötet. Aktivistinnen instrumentalisieren die Tragödie für den Geschlechterkampf und stellen alle Männer als potenzielle Gewalttäter an den Pranger.

Rolf Hürzeler

Die 33-jährige Sarah Everard verliess am frühen Abend des 3. März das Haus einer Freundin im Südlondoner Stadtteil Clapham, um nach Hause zu gehen. Die Marketing-Fachfrau mied vorsichtigerweise den Weg durch einen dunklen Park und wählte die Route entlang einer beleuchteten Strasse. Doch gerade dieser vernünftige Entscheid erwies sich als fatal. Denn Everard musste so dem 48-jährigen Sicherheitsmann Wayne Couzens begegnet sein, ihrem mutmasslichen Mörder. Jedenfalls kam sie nie zu Hause an. Die Polizei fand ihre sterblichen Überreste eine Woche später neben Couzens' baufälliger Garage im Küstenort Sandwich am Ärmelkanal, rund fünfzig Kilometer östlich von Clapham. Das Geschehene ist für Everards Angehörige unfassbar, das Trauma wird sie ein Leben lang verfolgen.

Am Tag nach dem Auffinden der Leiche entstand im Park Clapham Common eine improvisierte Gedenkstätte mit einem Blumenmeer. Viele Menschen bekundeten so ihre Abscheu über die Tat.

## Parallelen zum Fall Floyd

Andere wiederum erkannten sogleich die Gunst der Stunde, um für ihre politischen Anliegen zu werben, und erklärten vor den Fernsehkameras, wie unsicher das Leben in London für Frauen sei. Der *Guardian* schrieb von «endemischer Gewalt gegen Frauen, die zu verbreiteter Wut führt». Die *New York Times* konstatierte eine «soziale Bewegung, die anders ist als früher». Denn «Frauen aller gesellschaftlichen Schichten verlangen nun mehr Sicherheit vor männlicher Gewalt». Die Labour-Aktivistin und ehemalige Regierungsberaterin Ayesha Hazarika schlug im Gratisblatt *Evening Standard* mit politischem Gespür den Bogen von #MeToo zur «Black Lives Matter»-Bewegung. Gewalt gegen Frauen sei vergleichbar mit der Gewalt gegen ethnische Minderheiten. Hazarika zeigte damit unfreiwillig die offenkundigen Parallelen zum Fall des Afroamerikaners George Floyd auf. Ein Verbrechen wird zur politischen Zielsetzung missbraucht.

Der Befund, britische Frauen lebten gefährlich, ist in der Bevölkerung allerdings verbreitet. Er widerspricht indes den Erhebungen des britischen nationalen Amtes für Statistik für England und Wales diametral: «Im letzten Jahr (bis März 2020) ist die Anzahl der männlichen Todesopfer um 20 Prozent gestiegen (von 422 auf 506). Umgekehrt ist die Anzahl weiblicher Todesopfer um 16 Prozent gesunken (von 225



Gunst der Stunde: Proteste in London.

auf 188), der erste Rückgang seit März 2016.» Wobei festzuhalten bleibt, dass die Täter bei allen Tötungsdelikten in der Mehrzahl männlich sind.

Stellt sich die Frage, warum die Statistik bei der Empörung über den Fall Everard ausgeblendet wird, sieht man von bewusster, einseitiger politischer Einflussnahme ab. Der Fall ist ungewöhnlich, weil er sich in einer vergleichsweise sicheren Gegend von London zugetragen hat. Das südliche Clapham ist Mittelstandsgebiet, hier bekämpfen sich kaum jugendliche Gangs wie etwa im östlichen Stadtteil Hackney. Clapham ist zudem eine bekannte Örtlichkeit für die meisten Briten; der Um-

steige- und Pendlerbahnhof Clapham Junction hat eines der grössten Passagieraufkommen der Insel. Da sind fast alle schon einmal gewesen.

## Anlass zu neuerlicher Rebellion

Wichtiger noch ist ein Zwischenfall mit der Polizei, der sich ein paar Tage nach der Verhaftung des mutmasslichen Täters ereignete. Rund 1500 Menschen bezeugten im Park Clapham Common ihre Empörung über die Tat und verletzten dabei die in England noch immer sehr strikten Covid-Regeln. Die Polizei schritt ein und vertrieb Demonstrantinnen. Bilder im BBC-Fernsehen, die einen Polizisten zeigen, der eine junge Frau brutal zu Boden drückt, bedienten exakt die vorherrschende These von der Gewalt des weissen Mannes, der den legitimen Protest von Frauen unterdrückt. So haben sich die Emotionen im Fall Everard mit der Corona-Empörung zu einem explosiven Mix vermischt. Dabei ist der Metropolitan Police Service keine männliche Schlägerbande, die sich über unschuldige Frauen hermacht. Sie steht vielmehr unter der Leitung der erfahrenen Polizistin Cressida Dick, die sich während Jahren professioneller Arbeit einen guten Ruf erarbeitete.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis «Black Lives Matter» mitmischte. So kam es Ende letzter Woche in Bristol zu gewalttätigen Protesten jugendlicher Aktivistinnen. In dieser Stadt, man erinnert sich, wurde letztes Jahr die Statue des Philanthropen Edward Colston (1631–1721) niedergerissen, weil er einen Teil seines Vermögens mit dem Sklavenhandel verdient hatte. Jetzt gaben Covid-Einschränkungen wie in Clapham Anlass zu neuerlicher Rebellion unter dem Motto «Kill the Bill», wiederum mit dem Hintergrund von «Black Lives Matter» wie im letzten Jahr.

Damit ist die Empörung über den Mord an Sarah Everard in einem politischen Kontext zu sehen. Wenn es den eigenen Ambitionen dient, schreckt man nicht davor zurück, ein Drama für die eigenen Ziele zu instrumentalisieren. Denn nichts lässt sich besser ausnützen als ernst gemeinte Anteilnahme.

# 275 Millionen Gewinn im Leichenhaus

Die Verlage melden glänzende Gewinne. Die Politik will sie dennoch kräftig subventionieren.



Eine Zahl, wie man weiss, sagt mehr als tausend Worte. Die Zahl ist 275 Millionen Franken.

275 Millionen an operativem Gewinn haben die vier führenden Schweizer Verlage zusammen im Jahr 2020 eingefahren. Es ist der kumulierte Profit von TX Group, Ringier, CH Media und NZZ-Gruppe.

Nur zur Erinnerung: Wir reden vom sogenannten Corona-Katastrophenjahr 2020.

Bevor wir zu den Details der 275 Millionen kommen, streuen wir zwei Zitate aus den letzten Mediendebatten im Parlament ein. «Die wirtschaftliche Situation der Medien verschlechtert sich zunehmend», wusste etwa CVP-Nationalrat Martin Candinas. «Den Medienhäusern steht das Wasser bis zum Hals», wusste SP-Nationalrätin Edith Graf-Litscher.

Die Medienhäuser im Leichenhaus? Angehts von 275 Millionen Franken Gewinn, allein bei den Big Four, ist das natürlich Unsinn.

Die Faktenlage ist eindeutig. Den Verlagen geht es angesichts der wirtschaftsfeindlichen Umstände glänzend. Das ärgert natürlich die Politiker, vor allem die linken Politiker. Sie wünschen sich eine siechende Verlagsbranche, die sie mit staatlichen Geldern erretten und dank der Errettung dann besser beaufsichtigen können.

Kommen wir zu den Details der 275 Millionen.

Klassenprimus ist CH Media mit ihren zwanzig Tageszeitungen und gleich vielen Radio- und TV-Kanälen. Im Corona-Jahr 2020 schwamm das Unternehmen nur so im Geld. Vierzig Millionen Franken wurden darum neu investiert, etwa für die Rechte an der Champions League, mit je dreissig Millionen baute man Schulden ab und

stockte das Eigenkapital auf. Am Schluss blieb dennoch ein operativer Gewinn von 43 Millionen, deutlich mehr als vor der Pandemie.

Gut schlug sich auch die NZZ-Gruppe, die mit einem Gewinn von rund 25 Millionen Franken das Vorjahresergebnis egalisierte. Bemerkenswert daran ist, dass die Profite fast nahezu aus dem journalistischen Angebot stammen, weil die NZZ, dies im Gegensatz zu anderen Medienfirmen, keine digitalen Handelsgeschäfte betreibt.

Bei der TX Group, der früheren Tamedia, ist es umgekehrt. Hier rentierte alles, ausser das

*Die Dankbarkeit ist allorts sichtbar. Noch nie standen die Journalisten so geschlossen hinter der Landesregierung.*

Segment des Journalismus. Bei den Blättern des Tages-Anzeiger-Verbands und der 20-Minuten-Gruppe setzte es 2020 ein finanzielles Desaster ab. Zum Glück holten die kommerziellen Portale wie Homegate.ch, Jobs.ch und Ricardo.ch das Geld wieder herein, so dass am Schluss ein operativer Gewinn von gut 130 Millionen Franken herausprang, 65 Millionen weniger als im Vorjahr.

Auch Ringier schlug sich gut. Bis im Sommer sahen die Prognosen zwar düster aus. In der zweiten Jahreshälfte zog dann der E-Commerce gewaltig an, weil Corona für Schub im Online-Handel sorgte. Ringier kommt dadurch auf einen operativen Gewinn von gegen 80 Millionen Franken, 35 Millionen weniger als im Vorjahr, aber doppelt so hoch wie erst erwartet.

Bei diesen guten Zahlen muss man allerdings einen Nebeneffekt einkalkulieren.

Ausser Ringier und NZZ-Gruppe waren die Verlagshäuser über längere Zeit in Kurzarbeit. Ohne diesen Zuschuss wären die Gewinne geringer ausgefallen.

Dennoch: Das Bild der Branche ist erfreulich. Denn auch die mittelgrossen und kleineren Verlage von Tageszeitungen – von *Südosstschweiz* bis *Walliser Bote* – stehen solide da. Kein Zeitungsverlag schrieb 2020 rote Zahlen.

Die privaten Medien haben, objektiv betrachtet, darum keine zusätzliche Staatshilfe nötig. Der Bundesrat und das Parlament sehen das anders. Sie haben während Corona die Subventionen für die Branche um 120 Millionen Franken angehoben. Insgesamt subventioniert der Staat über direkte Zuschüsse, verbilligte Postzustellung und Steuererleichterungen die privaten Medienhäuser nun bereits mit 480 Millionen Franken im Jahr.

Natürlich verteilt der Staat diesen Segen nicht ohne Gegenleistung. Die Politik sagt zwar nicht: Wer zahlt, befiehlt. Sie sagt es anders: Wer zahlt, erwartet Dank.

Die Dankbarkeit ist bereits allorts sichtbar. Noch nie standen die Journalisten so geschlossen hinter der Landesregierung wie in den letzten zwölf Monaten. Das *Tages-Anzeiger*-Netz beispielsweise, die grösste Pressegruppe des Landes, wandelte sich zur unkritischen PR-Truppe des Bundesrats und verteidigt ihn bis heute reflexartig gegen alle Kritiker. Die anderen Verlage, mit Ausnahme der NZZ, agierten auch nicht viel unabhängiger.

Man kann es verstehen. Man beisst nicht die Hand, die einen füttert. Auch dann nicht, wenn man gar kein Futter braucht.

# «Schwierig, meine Häme zu zügeln»

Der Immunologe Beda Stadler pendelte zwischen Leben und Tod. Jetzt ist er wieder da. Hier spricht er über alles, was man über Impfungen wissen muss.

Alex Baur

**B**eda Stadler, 70, wirkte bis zu seiner Pensionierung als Professor und Direktor des Instituts für Immunologie an der Universität Bern. Heute lebt der gebürtige Walliser zusammen mit seiner Frau Heidi in Zenegen oberhalb von Visp. Als regelmässiger Autor der *Weltwoche* profilierte sich Stadler als scharfzüngiger Kritiker und Beobachter des Gesundheitssystems; nach dem Ausbruch von Covid-19 warnte er vor unnötiger Panikmache. Im letzten Herbst musste sich Stadler wegen eines Aneurysmas im Hinterkopf einer Operation unterziehen; wegen schwerer Komplikationen (fünf Hirnschläge, drei epileptische Anfälle) lag er wochenlang im künstlichen Koma; und als ob das nicht genug wäre, zog er sich im Spital auch noch eine Covid-19-Infektion mit einer Lungenentzündung zu. Dass der passionierte Dampfer und Ex-Raucher Beda Stadler ohne schwere bleibende Schäden überlebte, grenzt an ein medizinisches Wunder – wobei der bekennende Atheist Stadler nicht an Wunder glaubt.

**Weltwoche:** Beda Stadler, Sie haben Corona ja schon hinter sich, sind also immun. Würden Sie sich trotzdem impfen lassen – und wenn ja, mit welchem Stoff?

**Beda Stadler:** Ich werde mich impfen lassen, sobald ich weiss, dass ich damit niemandem, der den Impfstoff dringend braucht, diesen wegnehme. Ich hoffe, dass bis dann auch diagnostische Verfahren vorhanden sind, die präzise aussagen können, wie gut man bereits geschützt ist. Welcher Impfstoff der beste ist, wird sich erst noch zeigen müssen. Doch bereits heute gilt: lieber ein weniger wirksamer Impfstoff als keiner.

**Weltwoche:** Umfragen zeigen, dass ein Viertel der Ärzte in der Schweiz sich nicht gegen Covid-19 impfen lassen wollen. Medizinisches Personal gilt allgemein als nicht sehr impffreudig. Wie erklärt sich das?

**Stadler:** Darüber wundere ich mich seit Jahren. Vielleicht führt aber der ständige Kontakt mit verschiedenen Viren dazu, dass das Pflegepersonal sich ständig leicht ansteckt, somit mit nur wenig Symptomen die jeweiligen Krankheiten durchmacht und dadurch quasi auf

natürliche Weise geimpft wird. Dies ist meinerseits ein armseliger Erklärungsversuch. Er sollte aber nicht davon ablenken, dass die Impfmüdigkeit des Pflegepersonals ein Skandal ist.

**Weltwoche:** Bisläng gab es nur ein Virus, das mit der Impfung praktisch zum Verschwinden gebracht werden konnte, das Pockenvirus. Dazu brauchte es fast 200 Jahre. Warum ist das so? Warum soll das bei Sars-CoV-2 anders sein?

**Stadler:** Das hängt mit der Art und Weise zusammen, wie uns ein bestimmtes Virus krank macht – und mit der Impfstrategie, mit der man es am besten bekämpft. Die Pocken konnte man ausrotten, weil man herausgefunden hat, dass man kreisförmig um einen Pockenherd herum impfen kann und somit eine weitere Verbreitung verhindert. Leider existiert das Virus aber noch in zwei Tiefkühltruhen, eine steht in Amerika und eine in Russland. Es braucht also nur einen Idioten, der das Virus auftaut und neu verteilt. Im Übrigen dauerte es 200 Jahre, weil die erste

*«Was aber auch wahr ist: Noch nie war ein Impfstoff gefährlicher als die zu verhindernde Krankheit.»*

Impfung gegen die Pocken zugleich der Anfang einer neuen Wissenschaft war, der Immunologie. Seither haben wir sehr viel dazugelernt. Es gab aber auch schon immer Impffegner. Mit etwas mehr Impfdisziplin hätte man zum Beispiel auch die Kinderlähmung ausrotten können. Ältere Menschen in der Schweiz können oft die Folgen einer Krankheit erkennen, sie brauchen dafür kein Medizinstudium; junge Medizinstudenten dagegen erkennen die typischen Schäden nicht, weil wir die Krankheit bei uns fast ausgerottet haben. Die Wissenschaft weiss in der Zwischenzeit über Coronaviren so viel, dass es wirklich nur eine Frage der Zeit ist, bis ein idealer Impfstoff definiert ist und für alle zugänglich in Gebrauch sein wird

**Weltwoche:** Grippeimpfungen gibt es seit vielen Jahren, aber sie geben nur einen teilweisen Schutz. Warum sollte eine Corona-Impfung effizienter sein?

**Stadler:** Viren sind sehr unterschiedlich. Sie sind keine selbständigen Lebewesen, sie sind sozusagen nur Halblebewesen. Sie brauchen einen Wirt und haben zu wenig Kontrolle über die eigenen Gene, somit mutieren sie ständig. Das Masernvirus ist etwa fünfzehnmal gefährlicher als ein Coronavirus; doch bei einem Patienten, der die Masern hat und Viren ausscheidet, sind nur etwa fünf Prozent dieser Viren wirklich eine Bedrohung für andere Menschen. Der Rest ist durch Mutationen bereits unschädlich geworden. Hat man also einen Impfstoff, der die Virulenz eines Virus neutralisieren kann, wird dieser Impfstoff nicht das Coronavirus an sich ausrotten, aber dessen Gefährlichkeit. Im Moment ist ja auch nicht klar, ob die vielen neuen Mutationen des Coronavirus bloss «ansteckender», aber eben nicht virulenter sind. Sollte dem so sein, bedeuten die beobachteten Virusmutationen, dass Sars-CoV-2 wieder zurück auf dem Weg zu einem normalen Erkältungsvirus ist. Bei Grippeviren besteht allerdings die Möglichkeit, dass sie nicht bloss mutieren, sondern ganze Genkassetten untereinander austauschen, womit tatsächlich etwas Neues entsteht, das auch viel gefährlicher sein kann. Das können wir nicht ändern, damit müssen wir leben.

**Weltwoche:** Bei der Grippeimpfung sagte man ja, dass sich vor allem die Gesunden impfen lassen sollten, um so eine Herdenimmunität zu erreichen, welche die Gefährdeten schützt. Denn bei einem geschwächten Immunsystem schützt auch eine Grippeimpfung nur bedingt. Wie ist das bei den Corona-Impfungen?

**Stadler:** Ich würde es anders formulieren. Eine Herdenimmunität muss sich immer selber ergeben, aber Impfen ist dabei sehr hilfreich. Impfen ist ein Akt der Solidarität. Jeder, der mit Menschen zusammenarbeitet, die unfreiwillig in seine Nähe kommen müssen, sollte sich impfen lassen. Dazu gehören zum Beispiel das Pflegepersonal, Gefängniswärter, Polizisten, Lehrer. Wenn der Corona-Impfstoff Risikopersonen tatsächlich adäquat schützen kann – was sich erst noch erweisen muss –, ist es natürlich sinnvoll, dass man diese priorisiert,



«Menschen überzeugt man nicht mit Zwang»: Forscher Stadler.

bevor man die Herdenimmunität der ganzen Bevölkerung anstrebt.

**Weltwoche:** Gegen Covid-19 wurden viele Impfstoffe entwickelt, einige wurden bereits zugelassen. Im Wesentlichen sind das die mRNA-Impfungen (von Pfizer/Biontech oder Moderna) und die Vektorenimpfstoffe (von Astra Zeneca, Johnson & Johnson oder Sputnik V). Können Sie uns kurz erklären, was diese Stoffe von konventionellen Impfstoffen unterscheidet? Was sind die Vor- und Nachteile?

**Stadler:** Impfstoffe sind fast immer bestimmte Eiweisse von pathogenen Keimen. Früher hat man abgetötete oder abgeschwächte Viren oder Bakterien dazu benutzt. Dank den Möglichkeiten der Gentechnologie verabreicht man heute nur noch jene Eiweisse, von denen man weiss, dass das Virus sie benutzt, um krank zu machen. Das sind Eiweisse, die ihm helfen, in die Zellen einzudringen, oder solche, die für die krankmachende Wirkung verantwortlich sind. Diese Eiweisse werden heute in Bioreaktoren künstlich hergestellt und gereinigt, damit man sie direkt spritzen kann. Seit einigen Jahren ist klar: Es ist vernünftiger, statt des ganzen Virus nur den Bauplan für das Eiweiss zu verabreichen. Die Vektorimpfstoffe sind eigentlich ein Taxi, also gut bekannte und harmlose Viren, denen man den Bauplan einbaut und damit alles Nötige zur Verfügung stellt, um unseren eigenen Zellen diesen Plan zu übergeben, welche

dann das virale Eiweiss, also den eigentlichen Impfstoff, dem Immunsystem präsentieren. Bei den mRNA-Impfstoffen verzichtet man auf das Taxi und spritzt direkt den Eiweissplan, der von den Zellen aufgenommen wird. Solche Impfstoffe sind die Zukunft, weil sie schneller, billiger und exakter sind als alles Herkömmliche.

**Weltwoche:** Man hat kaum praktische Erfahrungen mit diesen Technologien. Skeptiker sagen, normalerweise brauchten solche Entwicklungen zehn Jahre; man habe keine Ahnung, wie sich diese überstürzt eingeführten Impfungen langfristig auf unser Immunsystem auswirken. Die Massenimpfungen seien daher ein verantwortungsloser Grossversuch am Menschen, es drohten unabsehbare irreparable Schäden. Was sagen Sie zu diesen Bedenken?

**Stadler:** Es ist sicher wahr, dass es besser wäre, wenn man mehr Zeit hätte, um einen neuen Impfstoff anzuwenden. Was aber auch wahr ist: Noch nie war ein Impfstoff gefährlicher als die zu verhindernde Krankheit. Die Warner in unserer Gesellschaft haben bislang noch jeden medizinischen und technischen Fortschritt verhindern wollen. Unser Immunsystem ist dazu da, alles, was fremd ist, zu erkennen. Wer das erste Mal eine Banane isst, wird mit hundertmal mehr fremden Eiweissen konfrontiert, als wenn er sich impfen lässt. Sicher bleibt dabei, dass Impfungen Hunderten von Millionen Menschen das Leben gerettet haben.

**Weltwoche:** Nun gibt es ja grosse Bedenken bezüglich der Gentechnologie, in der Schweiz sogar ein Moratorium. Jahrelang sagte man den Menschen, dass etwa der Genuss von Gentechnik-Mais gefährlich sein könnte – und jetzt soll man sich gentechnisch veränderte Viren einspritzen lassen, welche RNA-Informationen direkt in unsere Zellen einbauen. Eine ziemlich spektakuläre Volte.

**Stadler:** Ja, es ist schwierig, meine Häme zu zügeln. Wir haben eine Bundesrätin, die als Konsumentenschützerin früher Impfungen mit grosser Skepsis begegnete. Später hat sie sich einen Namen gemacht als Galionsfigur im Kampf gegen die Gentechnik. Jetzt ist sie bereit, Millionen aufzuwerfen, um gentechnische Impfstoffe in die Schweiz zu holen.

**Weltwoche:** Skeptiker hegen auch Bedenken, weil es um sehr viel Geld geht. Die Impffrage ist ein Politikum, und viele haben jedes Vertrauen in die Politik verloren. Sie befürchten, dass bei der Zulassung ökonomische und politische Kriterien entscheidender sind als medizinische.

**Stadler:** Tatsache ist, dass die Schweiz vor Jahren eine blühende Impfindustrie hatte. Zum Beispiel wurde in Bern der erste wirksame Cholera-Impfstoff entwickelt. Unsere Regierung hat allerdings vor Jahren beschlossen, diese Industrie nicht mehr zu unterstützen, weshalb sie langsam verschwand. So ist man jetzt abhängig vom Ausland. Die politischen und

ökonomischen Überlegungen hätten dazu führen müssen, so rasch wie möglich wieder eine Impfindustrie als Joint Venture mit dem Bund aufzubauen.

**Weltwoche:** Der Impfstoff von Astra Zeneca wurde in der Schweiz bislang nicht zugelassen, allerdings nicht wegen Sicherheitsbedenken, sondern weil Swissmedic an der Wirksamkeit zweifelt und mehr Daten abwarten will. Wäre es in Anbetracht des Leidensdrucks nicht ratsam, auch einen vielleicht nicht ganz so effizienten Impfstoff zuzulassen?

**Stadler:** Mir fehlen die Informationen, um das zu beurteilen. Grundsätzlich: Für die Zulassung eines Impfstoffes sollten eigentlich nur wissenschaftliche Fakten zählen. Da aber weltweit viele Länder eigene Kriterien anwenden, ist es für Swissmedic schwierig, alle Daten zu

### «Die heutige Impfkritik beruht eigentlich auf dem Erfolg der Impfung.»

erhalten, was wiederum nur aufzeigt, dass ein derart wichtiges Instrument für die Volksgesundheit nicht alleine in der Privatindustrie angesiedelt sein darf.

**Weltwoche:** Von Skeptikern wird oft ein Aufsatz des belgischen Virologen Geert Vanden Bossche zitiert, der davor warnt, dass die Impfkampagnen eine «Immunevasion» provozieren könnten. Das heisst, stark verkürzt: Es könnte nach dem Prinzip «survival of the fittest» die Verbreitung von gefährlicheren Mutationen begünstigt werden, welche die Immunabwehr überwinden. Vanden Bossche sagt, man sollte deshalb einen prophylaktischen Impfstoff nie in einer Population einsetzen, die einem hohen Infektionsdruck ausgesetzt ist, das sei kontraproduktiv. Was sagen Sie dazu?

**Stadler:** Solche Theorien muss man kritisch betrachten. Die Evolution hat keine Sinnhaftigkeit. Evolutionsbiologisch beobachtet man, dass virale Mutationen meistens dazu führen, dass mehr Menschen befallen werden, aber nicht unbedingt mehr Menschen schwerkrank machen. Den Viren ist nicht gedient, wenn der Wirt stirbt.

**Weltwoche:** Dem Laien erscheint das menschliche Immunsystem wie ein unendlich komplexes Uhrwerk: Je mehr wir darüber erfahren, desto weniger begreifen wir. Aber versteht es die Wissenschaft wirklich? Laufen wir nicht Gefahr, an einem System herumzudoktern, das wir nicht wirklich begreifen – und dass wir am Schluss mehr Schaden als Nutzen bewirken?

**Stadler:** Es ist eine ziemlich grosse Überheblichkeit, zu glauben, dass wir Menschen in die Evolution eingreifen könnten, in welche Richtung auch immer. Das kommt davon, weil viele Menschen noch glauben, das Universum sei erschaffen worden. Schliesslich verstehen wir nicht nur die Wissenschaft, unsere Welt oder das

Universum noch zu wenig. Unser Planet wird nicht ewig existieren, und er wird noch einige Fehler von uns erdulden müssen. Wichtig ist, dass wir auf Glaubenssysteme verzichten und der Wissenschaft mehr vertrauen. Die Wissenschaft ist im Gegensatz zum Glauben bereit, aus Fehlern zu lernen.

**Weltwoche:** Impfen galt für die meisten Menschen bislang als eine grossartige Errungenschaft, welche uns vor viel Leid bewahrt hat. Der Glaubenskrieg um Covid-19 könnte dieses positive Image vergiften. Während die einen verlangen, dass Impfmuffel vom öffentlichen Leben ausgeschlossen werden, laufen Skeptiker Sturm gegen indirekten Impfwang und beschwören einen Impf-Holocaust. Wie kommen wir aus dieser Sackgasse?

**Stadler:** Die heutige Impfkritik beruht eigentlich auf dem Erfolg der Impfung. Fast niemand mehr kennt die schweren Krankheiten, die einst als Geisseln der Menschheit bezeichnet wurden. Die meisten Krankheiten, die heute dank der Impfung fast nicht mehr präsent sind, machen deswegen keine Angst mehr. Wir sind zu einer Gesellschaft geworden, in der Meinungen meist mehr zählen als Fakten. Die Sackgasse heisst «Meinung», und da kann bekanntlich jeder recht haben. Aber Menschen überzeugt man nicht mit Zwang, sondern mit Fakten und mit dem besseren Argument.

**Weltwoche:** Sie selber haben sich als Höchstisikopatient im Spital eine Covid-19-Infektion eingefangen und trotz einer Lungenentzündung überlebt. Was haben Sie aus dieser Erfahrung gelernt? Welche Botschaft können Sie an unsere Leser weitergeben?

**Stadler:** Am liebsten hätte ich meine Krankheit geheim gehalten. Wohl wissend, dass das ohnehin nicht geklappt hätte, habe ich mir gedacht, es würde vielleicht vielen älteren Menschen guttun, zu hören, dass man selbst als mehrfacher Risikopatient, wie ich es bin, noch einmal davonkommen kann. Wir haben jetzt ein Jahr lang Worst-Case-Szenarien gehört. Es wird langsam Zeit, dass wir Massnahmen ergreifen, um wirklich zurück zur Normalität zu gelangen.



## Wie Kinder und Jugendliche leiden

Wie geht es in der Corona-Zeit den Jungen? Öffentliche Debatten drehen sich mehr um andere Risikogruppen als um die Kinder und Jugendlichen, die unter den Schliessungsmassnahmen stark leiden. «Junge Menschen treffen sich überwiegend im öffentlichen und halböffentlichen Bereich», sagt Jugendpsychologe Allan Guggenbühl. Sie treffe es hart, wenn Lokale, Bars gesperrt, Konzerte, Open-Airs verboten würden.

Belastend sei zudem der Online-Unterricht an Schulen und Universitäten. Intelligente, interessierte junge Menschen brächen plötzlich ihr Studium ab. Zudem seien die Enge in der Wohnung, die Nähe zu den Eltern für viele schwierig zu ertragen. Diese Mischung sei explosiv, zumal keine Perspektive auf Öffnung geboten werde.

Die Folgen zeigen sich in Krankheiten sowie in Überlastungen psychiatrischer Kliniken. Susanne Walitzka, Direktorin Kinder- und Jugendpsychiatrie der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, spricht von einem starken Anstieg bei den Notfallkontakten in der ganzen Schweiz, nicht nur an ihrer Klinik. «Bei uns hat es seit letztem Sommer gegen 50 Prozent mehr allgemeine Notfallkontakte gegeben als im Vorjahr», fügt sie an. Das betreffe alle Krankheitsbilder. Anpassungsstörungen, Depressionen und Angst seien häufig zugrunde liegende Störungen.

In Basel führt die Ambulanz der Klinik für Kinder und Jugendliche der Universitären Psychiatrischen Kliniken zurzeit eine Warteliste mit einer Frist von fünf bis sechs Monaten. Üblich seien rund sechs Wochen. In jüngerer Zeit habe es etwa 40 Prozent mehr Anmeldungen gegeben als in den Wintern der vorausgehenden Jahre. Die Luzerner Psychiatrie meldet für Januar und Februar eine Auslastung bei Kindern/Jugendlichen in stationärer Behandlung von 94,6 Prozent.

Wie die Corona-Zeit Jugendliche und Familien belastet, zeigt sich schliesslich in der neusten Statistik zu häuslicher Gewalt und Tötungsdelikten. Konstantin Beck, Professor für Gesundheitsökonomie an der Universität Luzern, weist darauf hin, dass 2020 mehr Menschen (28) in solchen Konflikten umgekommen seien als im Durchschnitt 2015 bis 2019, bei den Jugendlichen unter achtzehn Jahren sogar mehr als doppelt so viele, und für Kleinkinder sei lediglich 2015 schlimmer gewesen. Nach Becks Berechnungen dürften 2020 in häuslichen Konflikten insgesamt 450 Lebensjahre verlorengegangen sein. *Beat Gygi*

# Joe's Fehlstart

Bidens aussenpolitische Gehversuche scheitern. Russland und China spielen nicht mit.



Speak softly and carry a big stick» – die bewährte Maxime des 26. Präsidenten Amerikas, Theodore Roosevelt, ist von den meisten seiner Nachfolger beachtet worden. Selbst Ronald Reagan, der die Sowjetunion rhetorisch anschwärzte, sah davon ab, die Herren Breschnjew, Andropow, Tschernenko und Gorbatschow persönlich zu beleidigen. Mit Letzterem wollte er ja dann ins Geschäft kommen.

Das ist, was Politik normalerweise ausmacht. Beim gegenwärtigen Amtsinhaber, Joe Biden, verhält es sich indes umgekehrt: Er rüstet militärisch ab, nennt dafür Wladimir Putin einen Killer. Das ist nicht nur undiplomatisch, sondern kurzsichtig. Bei Biden weiss man natürlich nie so genau, ob die Ausrutscher seinem Naturell entspringen oder seiner nicht mehr taufrischen mentalen Stamina. Man darf sich auf weitere verbale Kraftakte freuen.

Nicht gerade erfolgreich verlief auch das erste Treffen der neuen Mannschaft mit den Chinesen in Alaska, das auf amerikanischen Anstoss hin stattfand. Aussenminister Antony Blinken wollte kurz und knapp das Terrain abstecken und erwähnte routinemässig «die tiefgreifende Besorgnis» Amerikas über chinesische Aktionen von Xinjiang über Hongkong bis Taiwan. Dieses Verhalten, summierte Blinken professoral, bedrohe «die auf Regeln basierte Ordnung, die globale Stabilität aufrechterhalte». Für die «rules-based international order» ist inzwischen das Kürzel «Rubio» gefunden worden.

Es war sein zweiminütiges Eröffnungsstatement. Dann aber musste er sich eine zwanzigminütige Kopfwäsche von Yang Jiechi anhören, besser bekannt unter dem Nom de

Guerre «Tiger Yang». Der ehemalige Aussenminister, der inzwischen zum Politbüro-Mitglied avanciert ist, pries die Überlegenheit der Demokratie, wie sie China praktiziere. Er tat ein amerikanisches Sündenregister auf, das die Selbstbeichtigungen von Amerikas Linken und die Attacken von «Black Lives Matter» spiegelte. Alles gipfelte im Vorwurf, es gebe viele Amerikaner, die kein Vertrauen in die eigene Demokratie hätten. Amerika, sagte Yang süffisant, habe nicht die Qualifikationen, mit China aus einer Position der Stärke zu reden.

Das war eine Überrumpelung aus dem kommunistischen Lehrbuch. Genervt wich Blinken zurück und räumte ein, nicht alles sei perfekt,

*Amerika, sagte Yang süffisant, habe nicht die Qualifikationen, mit China aus einer Position der Stärke zu reden.*

aber man lerne aus Fehlern. Nach einem derartigen Frontalangriff war das die falsche Reaktion. Blinken wurde gewogen und für zu leicht befunden.

Auch in den nicht öffentlichen Gesprächen sollen die Chinesen mit knallharten Forderungen aufgetreten sein. Von der Administration Biden erwarten sie eine Beendigung der trumpfischen Herausforderung und eine Rückkehr zur Akkomodationspolitik Obamas, was dem weiteren Aufstieg Chinas förderlich wäre.

Das Reich der Mitte ist eine Macht unter vielen. Als unter Obama zum letzten Mal «liberale» Internationalisten an der Macht waren, kam es reihenweise zu Rückschlägen im Mittleren

und Fernen Osten, am Mittelmeer und um die Ukraine. Der neue Aussenminister, der Sicherheitsberater und der Verteidigungsminister sind alle Veteranen dieser demokratischen Administration. Kein Wunder, dass Amerikas Gegner auf eine Wiederkehr der alten Zeiten hoffen.

Das Programm hat es in sich. Afghanistan – Abzug in sechs Wochen? Russland – neue Sanktionen wegen Nawalny, der Nord-Stream-Pipeline und der Einmischung in die amerikanischen Wahlen zugunsten Trumps? Nordkorea – neue Raketen und Atomwaffentests? Iran – zurück zum Atom-Deal und zu der Aufhebung von Sanktionen? Distanzierung von Israel und Saudi-Arabien und Hinwendung zu den Palästinensern? Und vor allem China – Konfrontation, so weit das Auge reicht?

Bidens aussenpolitisches Team scheint wirklich vom Gedanken beseelt zu sein, dass Amerikas Stellung in der Welt auf der Bewunderung ruht, die «amerikanischen Werten» entgegengebracht wird. Die Fehleinschätzung ist frappant: Für diese «Werte», wie sie zurzeit an amerikanischen Universitäten und in einigen Grosstädten, aber auch an der wilden Grenze im Süden gepflegt werden, haben Chinesen und andere Mächte nur Verachtung übrig.

Im Hause muss beginnen, was blühen soll auf der Welt. Bis es so weit ist, müssten Amerikas Strategen eigentlich versuchen, die Zahl der Feinde zu verringern und jene der Freunde zu erhöhen. Beide beobachten genau und haben ein gutes Sensorium für die «Korrelation der Kräfte». Kalte Kriege anzuzetteln, kann sich nur der erlauben, für den diese günstig sind.

# Glühbirnen der guten Laune

Ich kenne die Optimisten Otto Waalkes, Will Smith, Mario Barth und Jerry Seinfeld. Was ist das Geheimnis ihres Glücks?

Norbert Körzdorfer

In einem romantischen Turm in einem weissen Schösschen achtzig Meter hoch über der kilometerbreiten Elbe bei Hamburg sitzt der witzigste Mensch der deutschen Sprache und malt, lächelnd. Otto Waalkes, 72, ist eine Lach-Legende, der «Gott der deutschen Comedy», aber er ist auch Otto, der Mensch, der Lebenskünstler, der Junge aus Friesland, der mit der *Bild*-Zeitung lesen lernte.

Im Lockdown der Welt findet er sein Glück mit dem Pinsel – er hat Kunst studiert. Er malte gerade ein Otto-Gemälde für einen berühmten Mann: «Der wollte drei Glücks-Dinge in dem Bild wiederfinden: seinen Hund, eine Flasche seines Lieblingsbiers und das Meer.»

Ottos Gesicht ist wie ein Sonnenaufgang. Otto strahlt von innen. Otto kann sein eigenes Glück anknipsen. Er spielt den Glückspilz – und dadurch wird er zum Glückspilz. Er sucht immer noch nach der Frau seines Lebens – er war schon zweimal glücklich verheiratet. Eine Ex-Frau wohnt sogar in einer weissen Villa neben ihm.

Sein Geheimnis? Er ist ein lebenslanger Optimist. Er glaubt an das Gute. Er spielt jeden Tag Musik mit sich selbst, am Steinway-Flügel oder mit einer seiner zwölf Gitarren. Er steigt täglich die 200 Stufen zur Elbe hinunter und wieder hinauf – sein «Treppen-Gym». Er spielt jeden zweiten Tag Tennis: «Du musst deinen Körper anknipsen und auspowern! Mann, mach das!»

## Kinder lachen 400-mal am Tag

Ich sass mal mit ihm beim Friesentee in seinem Terrassen-Erker bei Sonnenuntergang, als er plötzlich melancholisch guckte: «Ich war heute im Sterbehospiz. Ein sechzehnjähriger Junge mit Krebs wollte mich sehen, unbedingt. Das war sein letzter Wunsch auf Erden. Er hat nur noch Wochen zu leben. Ich habe mich auf sein Bett gesetzt, und wir haben gelacht. Plötzlich war der Tod weit weg. Wenn man lacht, lebt man! Nimm jeden Tag als Geschenk. Tu Gutes. Lass dich von deinem Schicksal überraschen! Lass das Kind in dir raus. Kinder lachen 400-mal am Tag – und du?»

Einer der energisch-positivsten und lustigsten Menschen der Welt ist Will Smith, 52. Wenn



«Jetzt und hier und mit dir»:

Will Smith (l.) mit Autor Körzdorfer.

man ihn trifft, vibriert die Luft. Er ist eine Glühbirne der guten Laune. Sein Geheimnis? «Ich lebe immer im Augenblick. Jetzt und hier und mit dir. Ich konzentriere mich auf den Moment und versuche, das Beste daraus zu machen! Ich vergesse das Gestern und die Sorgen von morgen. Das Jetzt zählt. *Life is now.*»

Ein Phänomen ist auch der Berliner Komiker Mario Barth, 48 («Männer sind primitiv, aber glücklich»). Er stellte mit 70 000 Fans im Berliner Olympia-Stadion den «Weltrekord als Live-Comedian» auf. Ich stand vor dreizehn Jahren in der Ehrenloge – es war ein Orgasmus des Lachens. Ein wirbelnder, scheinbar winziger Mann in Adidas-Turnschuhen rockte die Ex-Hitler-Arena (1936) mit alltäglichen Beziehungswitzen, die den Lebenskern von Millionen treffen.

Mario Barth, als Kind Messdiener, ist live wie privat. Der Ex-Elektriker liebt Amerika und fliegt First Class: «Ich kann es mir leisten. Ich habe es mir verdient. Klar, es ist Luxus, aber warum soll ich mich kleinmachen?» Sein geheimes Hobby ist Häuserbauen. Jetzt hat er sich ein Traumhaus in den Alpen gekauft, aber die Behörden und Bauunternehmen haben ihn geärgert und ausgenutzt: «Das wurmt mich.

Dann verkauf' ich das Haus einfach wieder. Ich lasse mich doch nicht verarschen!» Sein Leben ist Live-Komödie. Eins zu eins. Er ruht in seinem Witz wie in einer existenziellen Hängematte.

Der US-Comedy-Gigant Jerry Seinfeld, 66, der oft nach Stuttgart jettet, um einen neuen Porsche abzuholen (er hat 150 Porsches!), hat mich mal gefragt: «Wer ist dieser Mario Barth? Unglaublich! *What makes him tick?* Ich würde ihn gerne einmal kennenlernen!»

## Glück beim Fliegenfischen

Sind Komiker in sich glücklichere Existenzen? Sie leben, was sie lieben. Aber es gibt auch die schattige Melancholie hinter den Scheinwerfern des Ruhms. Das Comic-Genie Robin Williams («Good Morning, Vietnam») nahm sich mit 64 das unglückliche Leben.

Kult-Weltstar Liam Neeson, 68 («Schindler's List», «Taken», «Star Wars»), ist Ire und war Guinness-Bier-Fahrer und Boxer: «Das Leben an sich ist ein Wert, der dich glücklich machen kann. Ich bin auch allein glücklich – am glücklichsten beim Fliegenfischen!» Das ist eine Art Schach oder Bogenschiessen des Angelns: «Ich lasse mich manchmal mit dem Helikopter für eine Woche in der Wildnis absetzen. Dann bin ich ganz allein mit meiner Angel und dem Fluss. Ich kann vier Stunden auf das Wasser blicken. Das ist wie Meditation. Alles fließt.» In ihm ist viel Schicksalergebenes. Er ist Witwer. Seine Frau erlitt beim Skifahren eine Hirnblutung.

Sein Glück findet er in der Lebensspannung, wie beim Fliegenfischen: «Der Glücksmoment kommt, wenn ein Fisch anbeißt – wenn die Schnur sich spannt. Wenn die Rute sich biegt, spürst du plötzlich die Kraft des Lebens und wirst eins mit der Natur.»

Glück ist vielleicht eine Funktion von Demut dem Leben gegenüber. Der Jahrhundert-Playboy Gunter Sachs hat bei Sonnenuntergang vom Chauffeur immer seinen Audi A8 anhalten lassen, egal, wo er war: «Nichts zeigt die Schönheit und die Vergänglichkeit des Lebens eindrucksvoller, als wenn die Sonne glühend, strahlend und blutrot versinkt.»

Und jeden Tag geht sie wieder auf.



# Die linken und grünen Zölche

Neue Schulden auf Schuldenberge, leere Versprechungen, Plünderung und Vertröstungen, blanke Kassen: Das Zölch-Prinzip regiert nun auch die Schweizer Finanzpolitik.

Urs Paul Engeler

Letzte Woche ist der Bernburger, Brigadier a. D., Bonvivant, Berater, Dozent, alt Hockeypräsident, Partylöwe und Ogi-Freund Franz A. Zölch wegen gewerbmässigen Betrugs zu dreissig Monaten Gefängnis (teilbedingt) verurteilt worden. Er hatte die noble Gesellschaft der Bundesstadt, aber auch kleine Angestellte und öffentliche Kassen um rund vier Millionen Franken, vielleicht auch viel mehr, geprellt und ärmer gemacht. Herzhaft lacht jetzt die ganze Schweiz über die Naivität, die entlang den Aarefern herrschte, und merkt nicht, dass sie mit den gleichen Tricks nicht nur um ein paar Milliönchen, die versickern, sondern um Dutzende von Milliarden erleichtert wird, für die irgendwann irgendwer auf irgendeine Weise aufkommen muss.

Wie hielt der smarte Schwindler Zölch seine Gläubiger hin und sich selbst jahrelang über Wasser? Er machte seine Mitmenschen glauben, er befinde sich in einem temporären Engpass, könne aber mit Hilfe eines kurzfristig gewährten Darlehens wesentlich grössere Summen auslösen. Der Kredit, für den bestens gedankt sei, werde sich für beide Seiten zur lohnenden Investition entwickeln.

## Anfordern immer neuer Milliarden

Und so fuhrwerken die nationalen Politiker: Wie der notorische Schnorrer von Bern werden sie nicht müde, soziale, ökologische, gesundheitliche und allerhand andere akute Notlagen herbeizureden, die sie mit sofort von den Bürgern bereitgestellten finanziellen Mitteln beheben könnten – nur zum Wohl aller, wird vorgespielt. Sofern die Zwangsspenden (Steuern und andere Gebühren) der Bürger dafür nicht ausreichen, werden Schulden angeschrieben – nur um das Gemeinwohl zu mehren, wird behauptet.

Bis heute beschränkten sich die Politiker darauf, solche Bedrohungen zu konstruieren und in die Köpfe der Gutgläubigen zu hämmern, zum Beispiel mit der «Klimapolitik», um zusätzliche CO<sub>2</sub>-Tribute einzufordern. Angetrieben wird das permanente Anpumpen der Bevölkerung von links und von Grün; oft

weitgehende Billigung durch bürgerliche Profiteure macht den Nepp mehrheitsfähig. Der noch hysterischer geführte Kampf gegen das Covid-19-Virus hebt die alte Masche nun auf eine neue Eskalationsstufe. Per Dekret hat Bundesbern viele Menschen in derart ausweglose Situationen gedrückt, dass diese ohne Staatshilfen nicht mehr als würdige Personen selbständig überleben können. Das Anfordern von immer neuen Milliarden tranchen ist damit zum Hauptgewerbe der Politik geworden.

Weil so viel Geld nicht rasch aufzutreiben ist, werden auf den alten Schuldenbergen gigantische neue Schulden gelagert. Genau so,

*Wie der notorische Schnorrer werden sie nicht müde, allerhand akute Notlagen herbeizureden.*

als wären die Zölch-Opfer ohne genügend Liquidität gezwungen worden, dem Betrüger das Recht auf ihr Erbe und auf das Vermögen der Kindeskinde ihrer Kinder zu verbriefen. Ob diese die ausstehenden Forderungen über Steuererhöhungen, Inflation oder neue Schulden für weitere Generationen begleichen werden, ist keiner Überlegung wert.

Wie gedanken- und perspektivlos Bares herangeschafft werden soll, zeigt die rot-grüne Spielvariante «Staatsfonds», die zur Ver-

schleierung des Finanzdesasters wieder einmal ins Spiel gebracht wird. Die Schweizerische Nationalbank (SNB), so die unstillbare Begier der Mehrgeldausgeber, sitze ja auf Milliarden von Devisenreserven, die man politisch nutzbar machen sollte. Gegenwärtig, so die Schlaumeier, könne die Bank die angehäuften Covid-Schulden ganz oder teilweise übernehmen. Statt der Steuerzahler, die misstrauisch werden könnten, soll die vermeintlich überreiche gemeinsame Bank angepumpt werden.

Die Idee geistert herum, seit die SNB Gewinne schreibt und Reserven bildet. Wäre sie einmal realisiert worden, wäre die Bank tot. Bei jeder Wirtschaftsdelle hätte sie einen Fonds äufnen, volkswirtschaftliche Einbussen ausgleichen und mit «Investitionsfonds» oder «Infrastrukturfonds» (Peter Spuhler, SVP) den Wirtschaftenden unter die Arme greifen sollen (Susanne Leutenegger, SP). 2018 hätte der Staatsfonds die AHV sanieren und gleich noch die Krankenkassenprämien übernehmen sollen (grüne Wahlplattform, Peter Bodenmann und Christian Levrat, SP). Viele liebäugeln damit, einen Staatsfonds für den grün gelenkten Umbau der Wirtschaft einzusetzen. Der kläglich gescheiterte Philipp Hildebrand forderte einen Milliarden-Staatsfonds zur besseren weltweiten Repräsentanz des Landes (inklusive Hebung seiner Wahlchancen in ein internationales Gremium). Wäre nur ein Teil der tollen Träumereien wahr geworden, wäre die Bank des Volkes nun geplündert und leer.

## Legale Schabigheit

Die Zölch-Opfer haben ihren Schaden selbst zu tragen, viele von ihnen können dies auch, andere leiden. Die politischen Schuldenmacher aber wälzen die Verluste auf Generationen ab, die zu diesen schweren Lasten gar nie etwas hatten sagen können. Die Politiker, die heute die Privat- und Bankkassen aussaugen wollen, sind nicht nur keinen Deut besser als der Hochstapler Zölch. Sie handeln noch schabiger und sind weit gefährlicher. Denn, dies der bittere Unterschied: Sie handeln ganz legal – solange sie gewählt werden.



# Putins Frauen

Mutter, Ehefrau, Töchter und – vielleicht – eine Geliebte:

Welchen Einfluss haben sie auf den Kreml-Chef? Angeblich legten sie ihm sogar den Rücktritt nahe.

Wolfgang Koydl

Sie gelten nicht unbedingt als feurige Liebhaber, schmachtende Romantiker oder leidenschaftliche Don Juans: Als Frauentraum rangieren russische Männer im Weltvergleich ziemlich weit unten. Ein schütterer Strauss Nelken zum Weltfrauentag ist ungefähr das höchste der Gefühle, das sie für ihre Herzallerliebsten aufzubringen vermögen.

So gesehen ist Russlands Präsident Wladimir Putin ein typischer Vertreter seines Landes, jedenfalls wenn man den spärlichen Aussagen von Frauen Glauben schenkt, die ihm nähergekommen sind. Dreieinhalb Jahre lang habe sie um ihn geworben, erinnerte sich seine Ex-Frau Ludmilla, weil der wortkarge Wodolodja keine Anstalten gemacht habe, die entscheidende Frage selbst zu stellen. Allerdings dauerte es auch bei ihr «drei, vier Monate», bis es funkte. Zu unscheinbar und langweilig erschien ihr der schlaksige junge Mann.

Vor ihr soll Putin, der immer lieber Kampfsport trieb als tanzte, nur ein einziges festes Verhältnis gehabt haben. Doch diese junge Dame liess er unmittelbar vor der Hochzeit – Ringe, Kleid und Anzug waren schon gekauft – Knall auf Fall sitzen. «So war es. Es war ziemlich hart», teilte er viele Jahre später lapidar einem Interviewer mit.

## «Eigentlich kein angenehmer Mensch»

Alles andere als gefühlvoll muss auch der Abend verlaufen sein, an dem Putin seiner Ludmilla endlich einen Heiratsantrag machte. So sehr habe er herumgeeiert, erinnerte sie sich, dass sie glaubte, er wolle Schluss machen: «Ich bin eigentlich kein angenehmer Mensch. Du bist wahrscheinlich zu einem Entschluss gekommen», habe er gestottert. Aber völlig unerwartet platzte es dann aus ihm heraus: «Ich liebe dich und schlage vor, dass wir dann und dann heiraten.»

Ludmilla ist eine von nur vier Frauen, die dem 68-jährigen Putin im Laufe seines Lebens nahestanden: seine Mutter Maria, seine Ehefrau und die beiden Töchter Maria und Katerina. Fünf Frauen sind es, wenn man eine geheimnisvolle Geliebte hinzurechnet, mit der er seit seiner

Scheidung liiert sein soll: Alina Kabajewa, mehrfache Goldmedaillengewinnerin in der Rhythmischen Sportgymnastik und 31 Jahre jünger als der Staatschef.

Für die Mutter war ihr Sohn Wladimir ein Wunder, nichts weniger als ein Gottesgeschenk, mit dem sie nicht mehr gerechnet hatte. Zwei Söhne waren im Kindesalter gestorben, sie selbst war schon 41 – ausgemergelt und noch immer gezeichnet von der mehr als zweijährigen Belagerung Leningrads durch deutsche Truppen.

«Er war ihre Sonne, ihr Mond und ihr Stern», sagte Ludmilla über ihre Schwiegermutter. Sie las ihm jeden Wunsch von den Augen ab und verwöhnte ihn weit über das in Sowjetzeiten mögliche Mass hinaus. So habe der Junge zur Einschulung bereits eine eigene Armbanduhr besessen – ein unerhörter Luxus. Noch ungewöhnlicher war, dass Maria für ihr Kind da sein wollte und deshalb nach Möglichkeit nur nachts arbeitete.

Seine Mutter ist die einzige Frau, über die sich Putin später ein wenig eingehender äusserte. Über den anderen liegt ein Schleier von Geheim-

nis und Desinformation. Dass es über die Freundin Kabajewa nur Spekulationen gibt, ist verständlich. Die russische Gesellschaft ist eher prüde. Eine Liebschaft des Präsidenten käme nicht gut an. Denkbar ist zudem ein weiteres Argument im Kalkül des Kreml: Viele Frauen finden Putin attraktiv. Ein zölibatärer, keuscher Mann an der Staatsspitze bedient diese Sehnsüchte besser als ein Frauenheld.

Eine geheimnisumwobene Geliebte ist das eine, aber auch über die anderen, legitimen Frauen in Putins Leben ist nicht sehr viel mehr bekannt. Es dauerte Jahre, bis sich Putin entlocken liess, dass seine beiden Töchter Maria und Katerina in Moskau lebten und «zeitweise» arbeiteten. Noch länger dauerte es, bis er preisgab, dass er zweimal Grossvater geworden sei.

## Rolle im Schatten des Ehemanns

Als gesichert gilt, dass die Jüngere, Katerina, den Nachnamen ihrer Grossmutter mütterlicherseits (Tichonowa) trägt und das anspruchsvolle Technologieprojekt Innopraktika sowie einen milliarden schweren Wissenschaftsfonds leitet, der unter anderem die Entwicklung des



«Niemand kann Papa um den Finger wickeln»: Putin-Töchter Katerina (l.) und Maria.



«Nichts wird wieder so sein wie vorher»: mit Ex-Frau Ludmilla, 2011.



Gottesgeschenk: mit Mutter Maria, 1958.

Corona-Vakzins Sputnik V mitfinanzierte. Im Gegensatz zu ihrem Vater soll sie eine begeisterte Tänzerin sein, mit Schwerpunkt auf akrobatischem Rock'n'Roll.

Über ihre zwei Jahre ältere Schwester, die 36-jährige Maria, ist noch weniger bekannt. Unter dem Namen Woronzowa studierte sie Biologie und veröffentlichte einige Papiere zur Endokrinologie. Ihr Mann ist der nieder-

### *Alles andere als gefühlvoll war der Abend, an dem Putin seiner Ludmilla einen Heiratsantrag machte.*

ländische Banker Jorrit Joost Faassen, der eine führende Position bei der Gazprombank in Moskau bekleiden soll. Das Paar soll einige Jahre in Den Haag gelebt haben, bevor Feindseligkeiten nach dem Abschuss einer malaysischen Passagiermaschine mit überwiegend niederländischen Passagieren über der Ost-Ukraine eine Abreise erzwangen. Heute ist Maria Mit-eigentümerin von Nomeco, dem grössten russischen Investitionsprojekt in der Krebsforschung.

Auch über Putins Ex-Frau Ludmilla weiss und wusste man sehr wenig. Ihr Mann reihte sich in eine Tradition von Kreml-Herrschern von Stalin über Chruschtschow und Breschnjew bis Jelzin ein, deren Ehefrauen ebenfalls kaum in der Öffentlichkeit erschienen waren. Eine Ausnahme war Michail Gorbatschow, dessen selbstbewusste, modische Frau Raissa mit diesen Gepflogenheiten brach. Dass Gorbatschow bis heute in Russland so unbeliebt ist, liegt zu einem kleinen Teil auch daran, dass Raissa sich nach Ansicht konservativer Russen nicht mit ihrer Rolle im Schatten ihres Ehemanns zufriedengab.

Ob Putin seine Frau deshalb aus der Öffentlichkeit heraushielt, darf bezweifelt wer-

den. Ludmilla selbst hasste es, im Scheinwerferlicht zu stehen. Als sie erfahren habe, dass ihr Mann Staatspräsident werden würde, sei «eine Welt zusammengebrochen». Sie habe den ganzen Tag geweint wegen dieser «Katastrophe», die «ihr Familienleben auf den Kopf gestellt» habe. «Nichts wird wieder so sein wie vorher», sei ihr durch den Kopf gegangen. Entsprechend unauffällig hielt sie sich im Hintergrund – so erfolgreich, dass zwischenzeitlich das Gerücht aufkam, sie habe sich als Nonne in ein Kloster zurückgezogen.

Immerhin hielt Ludmilla es noch dreizehn Jahre als Russlands First Lady an der Seite ihres Mannes aus. Die Trennung im gegenseitigen Einvernehmen gab das Paar eher beiläufig bekannt: in der Pause einer Ballettaufführung im Grossen Kremlpalast. Damit schloss sich der



Geheimnisvolle Geliebte: mit Alina Kabajewa

Kreis: Kennengelernt hatte sich das junge Paar ebenfalls im Theater.

### **Auch für die Töchter unerreichbar**

Als Grund für die Trennung nannte Ludmilla das Arbeitspensum ihres Mannes: «Wir sehen uns kaum noch [ . . . ], unsere Kinder sind erwachsen und führen ihr eigenes Leben. Und ganz ehrlich: Ich mag die ganze Publicity nicht.» Nur wenig später heiratete sie erneut: den zwanzig Jahre jüngeren Verleger Artur Otscheretnyj. Abgesehen von einer Sichtung des Paares auf dem Londoner Flughafen Heathrow konnten Russlands Klatschblätter seitdem nichts über die beiden in Erfahrung bringen.

Bleibt die Frage, ob und wie viel Einfluss Putins Frauen auf den Vater, Ex-Gatten und Geliebten haben. Angeblich sollen sie ihn sogar aus Gesundheitsgründen zum Verzicht aufs Amt gedrängt haben. Gemunkelt wird immer wieder von Parkinson.

Angesichts der Geheimniskrämerei um diese Frauen ist eine endgültige Antwort wohl nicht möglich. Aber es gibt hinreichend Indizien dafür, dass Putin kein Mann ist, der sich irgendetwas sagen lässt – von niemandem. Seine geliebte Mutter beschwor ihn, nicht mit dem Kampfsport Sambo anzufangen – er setzte sich darüber hinweg. Seine Ehefrau nahm ihm das Versprechen ab, nie wieder für den KGB zu arbeiten – er brach es, als er Geheimdienstchef wurde.

Nicht einmal die Töchter konnten ihn erweichen, selbst als sie klein waren. Sie würden ihren Papa doch sicher um den kleinen Finger wickeln, wurde Ludmilla einmal gefragt. «Niemand kann Papa um den kleinen Finger wickeln», war ihre lakonische Antwort. Und sie fügte noch hinzu: «Er macht überhaupt nichts, ohne zu motzen.» Letzteres hätte er dann wieder mit vielen russischen Männern gemein.

# Europas Impfdebakel

Was läuft schief in der Europäischen Union? Die Impfungen harzen. Das Vertrauen schwindet. Die Pharma-Industrie setzt sich aus der überregulierten EU ab.

Hans Kaufmann

**A**m 26. Dezember 2020 verkündete EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen (CDU) in ihrer vorgezogenen Neujahrsansprache eine weitere EU-Erfolgsgeschichte: «Wir fangen an, das Blatt zu wenden. Heute ist der Tag der Lieferung, und morgen beginnt die Impfung gegen Covid-19 in der gesamten Europäischen Union. Wir schützen unsere Bürgerinnen und Bürger. Der erste Impfstoff gegen Covid-19 ist gleichzeitig für alle EU-Länder verfügbar. Und die Menschen werden anfangen, Impfstoffe in Athen, Rom, Helsinki, Sofia zu nehmen, wenn immer sie es verlangen. Unsere europäischen Impftage sind ein berührender Moment der Einheit. Und eine europäische Erfolgsgeschichte. Weitere Impfstoffe werden bald folgen, sobald sich herausstellt, dass sie sicher und wirksam sind. Die Europäische Union hat für unsere gesamte Bevölkerung von 450 Millionen Menschen genügend Impfstoffdosen sichergestellt.»

## Fehler und Lügen

Was wurde aus den versprochenen Lieferungen, dem gleichzeitigen Impfbeginn und der Beschaffung von ausreichend Impfstoff? Die EU hat 1,16 Milliarden Impfdosen bestellt, immerhin 3,5 pro Person, die aber nur sehr verzögert eintreffen. Seither sind schon drei Monate vergangen. Und einmal mehr kann man nur staunen, wie die europäischen Völker das Versagen ihrer Polit-Eliten ohne Widerrede hinnehmen. Nicht nur die Kommissionspräsidentin, sondern auch der französische EU-Kommissar für den Binnenmarkt übte sich in kolossaler Selbstüberschätzung, indem er der Bevölkerung per Fernsehen weismachen wollte, die EU habe fast gleich viel Impfstoffdosen beschafft wie die USA. Er übersah geflissentlich, dass die EU nicht nur in absoluten Zahlen substanziell hinter den USA liegt, sondern dass die Vereinigten Staaten auch nur 73 Prozent der EU-Bevölkerung aufweisen.

Ein Blick auf die jüngsten Impffzahlen zeigt, dass in Grossbritannien bis zum 19. März 2021 pro 100 Einwohner bereits 42,7 Impfungen verabreicht wurden, in den USA 36,3, in der

Schweiz 13,6, in der EU aber erst 12,7. Dabei schwankt diese Zahl innerhalb der EU-Staaten massiv – zwischen 31,8 Impfungen pro 100 Einwohner in Malta oder 21,1 in Ungarn und 5,3 in Bulgarien. Die EU war somit keineswegs in der Lage, die Impfungen überall gleichzeitig und gleichermassen breit zu verabreichen. Die drei grossen EU-Länder liegen bei 12,8 (Italien), 12,5 (Deutschland) und 11,6 (Frankreich).

Brüssel müsste sich auch fragen, warum sich die Pharmaindustrie zusehends von Europa abgesetzt hat. Liegt dies vielleicht daran, dass sich in der EU die Forschung in grossem Stil wegen Preiskontrollen, erzwungener Preissenkungen, Verbalattacken gegen ertragsstarke Grosskonzerne, Forderungen nach Zwangs-

*Eine britisch-schwedische Firma soll nicht einmal mehr ihre eigenen Landsleute beliefern dürfen.*

lizenzen für Dritte und der Forcierung von Nachahmerprodukten nicht mehr lohnt? Die EU liegt punkto Impfungen um Meilen hinter den USA und Grossbritannien zurück. Im Vereinigten Königreich spricht man deshalb bereits von Glück, dass man noch zum Jahresende 2020 den Absprung aus der EU geschafft hat. Sonst würde die Insel wohl noch immer auf Impfstoffe aus dem Kontingent warten.

Wenn wir das Impfchaos der EU, die Beschaffungsfehler und Lügen über den Abschluss von Haftungen für die EU, die Exportverbote für Astra-Zeneca-Impfstoffe der EU und die gleichzeitige Einstellung der Impfungen mit diesem Impfstoff für mehrere Tage in mehreren Ländern betrachten, können wir uns über die Naivität der EU-Kommissions-Präsidentin nur wundern. Hinzu kommen Privatgeschäfte von Politikern in Deutschland, die sich für ihre Dienste bei der staatlichen Maskenbeschaffung sechsstelligen Beraterhonorare gutschreiben liessen. Inzwischen haben einige EU-Länder bereits auf Impfstoffe aus Russland und China zurückgegriffen, die von der Medikamentenzulassungsbehörde der EU erst noch geprüft

werden müssen – was mehrere Monate dauern soll. Selbst das Prüftempo für diese anderswo bereits eingesetzten Impfstoffe ist offensichtlich politisch motiviert.

## Exportstopp gegen Grossbritannien?

Die Selbstüberschätzung der EU-Polit-Elite wird nur noch von Kanzlerin Angela Merkel übertroffen. Sie glaubt, die Corona-Pandemie biete eine einmalige Chance für eine «Neuordnung der Weltpolitik». Durch effiziente Zusammenarbeit, Solidarität und Koordination soll wieder ein Konsens für eine internationale Ordnung erzielt werden. Ein entsprechender Medienbeitrag der Kanzlerin wurde auch von Frankreichs Präsident Macron und Senegals Staatschef Macky Sall unterschrieben. Dazu gesellten sich UNO-Generalsekretär António Guterres, EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen und EU-Rats-Präsident Charles Michel. Aber auch in dieser Beziehung sieht die Realität anders aus.

Schon wenige Tage nach der «Sonntagspredigt» verbot Italien in Absprache mit der Brüsseler Zentrale den Export von 250 000 Astra-Zeneca-Impfdosen nach Australien, weil die EU statt der versprochenen 100 Millionen Dosen bisher nur 40 Millionen erhalten habe. Das Ausfuhrverbot gilt auch für die ärmsten der armen Länder und für Afrika. Und nun spekulieren Medien darüber, dass die EU sogar die Exporte von Astra-Zeneca-Impfstoffen aus den Niederlanden und Belgien nach Grossbritannien einschränken wolle. Eine britisch-schwedische Firma soll also nicht einmal mehr ihre eigenen Landsleute beliefern dürfen. Man wirft der Firma vor, ihre Lieferverträge seien intransparent und enthielten wohl eine «Britain first»-Klausel. Bereits ist vergessen, dass die EU selbst ihren Bürgern und Volksvertretern die Lieferverträge verheimlichte und die entscheidenden Passagen in den öffentlich zugänglichen Dokumenten schwarz einfärben liess. Wahrlich eine durchschlagende Werbeoffensive für den Wirtschaftsstandort EU.

Hans Kaufmann ist Ökonom und ehemaliger SVP-Nationalrat.

# BRIEF AUS LIESTAL

Marco Caimi



Seit 33 Jahren übe ich den Beruf eines Arztes aus (x-fach geimpfter Schulmediziner), die dienstfreien Wochenenden dienen meist der Erholung vom Berufsstress, die Teilnahme an Kundgebungen war nicht auf der Liste der Freizeitbeschäftigungen. Nicht Corona hat das verändert, sondern die weder statistisch noch empirisch evidenzbasierten Massnahmen mit der schon fast peinlichen Lockdown-on-off-Politik unseres Bundesrates und der Task-Force.

Im Mai 2020 standen meine Frau und ich mit achtzig anderen Unentwegten auf dem Basler Marktplatz, um erste Fragen zur Corona-Politik zu stellen. Es war unsere allererste Demo überhaupt. Im August 2020 war ich für die Berichterstattung meines Youtube-Kanals an der Demo in Hamburg auf dem Jungfernstieg, Ende August habe ich zum ersten Mal selbst in Zürich gesprochen, im November in Basel und nun am 20. März 2021 in Liestal.

Ich würde mich als bürgerlich bezeichnen, partei- und vereinslos, sieht man von einer ambitionslosen zweijährigen Mitgliedschaft in der LDP Basel-Stadt ab, aber als Tessiner findet man in der Basler «Daig»-Partei nicht wirklich eine Heimat.

In Liestal war ich erneut an der Seite meiner Frau, aber diesmal auch meines persönlichen Anwaltes Philipp Kruse und dessen Assistentin. Irgendwie beruhigend mit solchem «Staff». Die Kundgebung, organisiert vom Verein Stiller Protest, haben wir als äusserst zivilisiert erlebt. Es war eine selten heterogene Mischung von Menschen aller Altersklassen, für viele ihre erste Demo. Erfreulicherweise waren auch wirklich junge Mitbürgerinnen und Mitbürger dabei. Die Stimmung war gut – wozu auch das liebevolle Vorfrühlingswetter

beigetragen hat. Die Polizei, ganz normal und nicht in Sturmuniform gekleidet, trug durch ihre bestimmte, aber aufrichtige Freundlichkeit wesentlich dazu bei.

Als erstmals der Hubschrauber über dem Hauptkundgebungsplatz kreiste, gingen Tausende von Händen hoch, als wollten sie alle den Piloten sagen: «Gell, wird sind viele!» Waren es wirklich zehntausend Teilnehmende? Als langjähriger FC-Basel-Fan, bis vor kurzem gewöhnt, solche Zahlen abzuschätzen, würde ich sagen: auf jeden Fall.

Ich gebe zu, trotz langjähriger Rede- und Bühnenerfahrung war ich vor dem Aufstieg auf die Rednerbühne etwas nervös. Blickt man dann aber auf ein solches Menschenmeer, gibt es in der Folge zwei Möglichkeiten: Man kollabiert, oder das Adrenalin trägt einen von Satz zu Satz, von Pointe zu Pointe.

Zum Glück geschah Letzteres, vielleicht mit einer Pointe zu viel, in der ich, satirisch gefärbt, den Leitmedien ankündete, ich würde ihnen nun eine fette Schlagzeile liefern, indem ich äusserte, die Covid-19-Impfung sei mehr Gentherapie als Impfung.

Zum Publikum sagte ich: «Wetten, dass ihr genau das heute Abend oder morgen irgendwo lest?» Dazu kam es nicht, aber zur Löschung der ganzen Rede auf Youtube aufgrund von «medical disinformation». Das auf dem Kanal von Stricker-TV, das nichts anderes gemacht hat, als die Kundgebung zu filmen. Keine Zensur?

Der Heimweg durch Liestal zum Bahnhof war genauso friedlich wie der Hinweg zum Kundgebungsplatz. Umso «spannender» dann die Berichterstattung in den sogenannten Leitmedien. In einem Fussball-Interview wäre die klassische Frage des genervten Trainers oder eines Spielers an den Journalisten gekommen: «Haben Sie ein

anderes Spiel gesehen?» In diesen Berichten war, nebst der Erwähnung der im Freien (!) nicht getragenen Masken, unisono die Rede von Verschwörungstheoretikern, Rechtsradikalen und immer wieder auftretenden antisemitischen Plakaten. Ich bin zwar mit Laserkorrektur kurzsichtig, aber ich habe weder Springerstiefel noch Glatzen oder solche Plakate gesehen. Auf meine mündliche Nachfrage bei einem Journalisten kam die Antwort: «Und was sagen Sie zum Plakat «Impfen macht frei»? Ist das nicht eine Verhöhnung der Auschwitz-Opfer?» Meine Antwort: «Der Vater dieses Satzes heisst Markus Söder und gehört zu den ganz harten Lockdownern und erfreut sich Zustimmungswerten von über 40 Prozent in deutschen Landen.»

Mittlerweile viele Bürger, nicht wenige existenziell bedroht, stellen die Politik des Bundesrats in Frage, friedlich, aber auf der Basis unserer Verfassung. Also greifen die grossen Verlagshäuser zum medialen Schredder – wes Brot ich ess, des Lied ich sing.

Längst sind die Leitmedien vom Staatstropf abhängig, in Bananenrepubliken würde der arrogante Westen von gekauften Medien sprechen, in der Schweiz nennt man es «Medienförderung». Und wenn ihnen gar nichts mehr einfällt, heisst es: «In der Schweiz ist es doch allemal besser als anderswo.»

Stimmt. Aber was ist denn «besser»? Alles relativ: ohne Arbeit ist besser, als eingesperrt zu sein, nur eingesperrt ist besser als gefoltert, gefoltert ist besser als erschossen. Wehret den Anfängen: Wir haben die friedlichen Rechte und ebensolche Möglichkeiten dazu!

Dr. med. Marco Caimi ist selbständiger Arzt und Youtube-Blogger.

# Illoyalität ist eine Tugend

Loyalität ist bequem. Und gefährlich. Mit dem britischen Schriftsteller Graham Greene halten wir dagegen: Nimm die Gegenposition ein. Wechsle immer die Seiten.

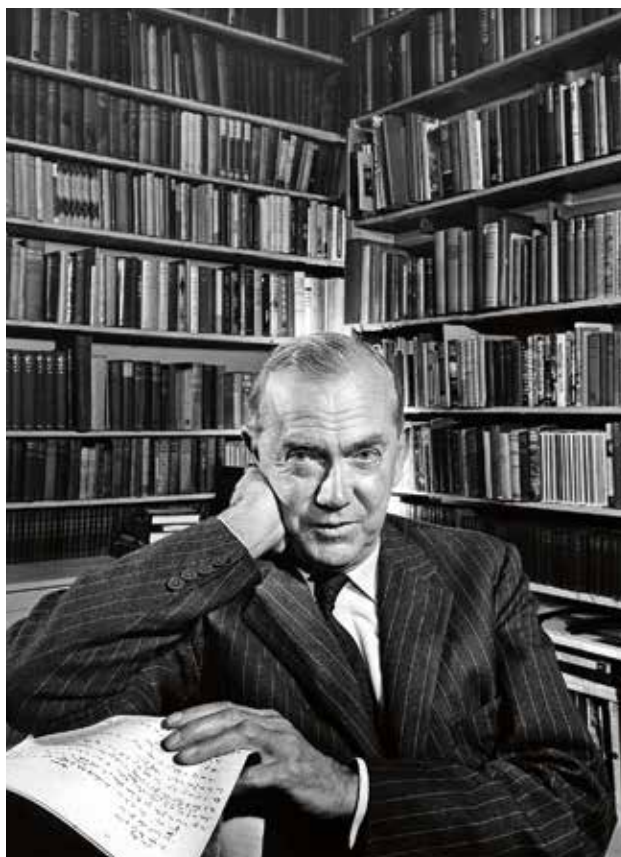
Rainer Hank

Im Juni 1969 wurde dem amerikanischen Schriftsteller Graham Greene der Shakespeare-Preis der Universität Hamburg verliehen. Greene war damals ein berühmter Mann. Bis heute gilt er als der Autor mit den meisten Nominierungen für den Literaturnobelpreis – den er dann doch nie gewann. Greene, der im Alter von 22 Jahren zum Katholizismus konvertiert war, war enorm produktiv – die meisten seiner Romane wurden verfilmt – und hatte auch in Deutschland eine grosse Lesergemeinde.

Kurzum: Greene war 1969 auf einer Stufe seiner Karriere angekommen, an der er sich fast alles leisten konnte. Die Dankesrede zum Shakespeare-Preis stellte er unter das Thema «Die Tugend der Illoyalität». Das war nicht zuletzt deshalb eine Provokation, da Greene den grössten Dichter der Weltliteratur, William Shakespeare, als Autor des Establishments klassifizierte, also als Vertreter jener affirmativ staatstragenden Loyalität, von der er, Greene, behauptete, dass sie ihn langweile. Statt Shakespeare pries Greene Robert Southwell, einen Zeitgenossen Shakespeares, von dem vermutlich die wenigsten seiner Zuhörer schon einmal etwas gehört hatten.

## Ruhestörer als Helden

Als Katholik und Jesuitenpater verfolgt, gefoltert und wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, verfasste Southwell im Kerker eine Vielzahl geistlicher Gedichte, die Ausdruck seiner Standhaftigkeit gegenüber der staatlich verfassten anglikanischen Kirche waren. In die Reihe dieser «Unruhestifter der Ruhe einer ärmlichen Welt» nahm Greene neben Southwell auch Emile Zola («J'accuse»), Dante oder Baudelaire auf, aber eben nicht den etablierten Shakespeare, dem er lediglich gnädig-ironisch zugestand, hätte er länger gelebt, hätte er sich am Ende sicherlich auf die Seite der Illoyalen geschlagen.



*Bleibe frei und unberechenbar:* Graham Greene.

Es liegt auf der Hand, dass Greenes dialektische Frechheit – und Illoyalität – schon allein darin bestand, gegen den Namensgeber jenes Preises, den er gerade entgegennahm, zu stänkern und eine grosse Gruppe von Dichtern aufzufahren, die er aus moralischen Gründen Shakespeare überlegen zeichnete. Es sind die Ruhestörer, die Greene als Helden adelt, weil sie den von Gruppen oder Staat verordneten Konsens stören. Der Staat sei nicht an Buhrufen interessiert, habe es lieber, wenn ihm von Faschisten, Kommunisten oder Papisten gehuldigt werde. Dafür braucht es Loyalität, welche als Tugend zu preisen, der Staat grösstes Interesse habe, weil sie seine Macht stabilisiert. Und Ehre und Preise – «auch dieser Preis hier» – verfolgten vor allem den Zweck, Illoyalität zu untergraben.

Die Verführungen der Loyalität seien vielfältig.

## Advocatus Diaboli

Aus Verführbarkeit zur Loyalität leitet Greene eine kleine Verhaltenslehre der Illoyalität ab, der wir uns hier anschliessen wollen. Deren oberster Grundsatz heisst: Nimm die Position des Advocatus Diaboli ein! Bleibe unberechenbar! Nimm die Gegenposition ein, bedeutet konkret: Werde ein Protestant in einer katholischen Umgebung, ein Katholik in einer protestantischen Welt, und sei ein Kommunist in einem katholischen Staat. Sei jederzeit bereit, die Seiten zu wechseln.

Greene rät, die Position der Opfer einzunehmen – dabei aber im Auge zu behalten, dass sich jederzeit ändern kann, wer Opfer ist. «Loyalität verpflichtet dazu, die verbreiteten Meinungen anzunehmen, und verbietet, die Dissidenten zu verstehen. Illoyalität ermutigt dich, dir nichts Menschliches fremd sein zu lassen. Es verleiht dir eine ganz eigene Stärke des Verstehens.» Das Konzept des Advocatus Diaboli, des Anwalts des

Teufels, stammt aus den Heiligsprechungsprozessen der katholischen Kirche, wo es einen Teilnehmer gab, der die Argumente für die Kanonisierung widerlegen musste – freilich mit dem Ziel, diese letztlich zu ermöglichen, weil alle Gegenargumente entkräftet werden konnten, selbst diejenigen des Teufels, des stärksten Kontrahenten.

Die Organisationspsychologie hat daraus ein Verfahren gemacht zur Verbesserung der Kreativität einer Gruppe mit dem Ziel, Innovationen zu ermöglichen. Doch das würde die Sache verharmlosen: Wird der Advocatus Diaboli lediglich als Rollenfigur instrumentalisiert, um zu beweisen, dass die Mehrheit im Recht ist, wäre der Ernst der Lage verfehlt.

Deshalb meint der Rat, die Gegenposition einzunehmen, mehr, als lediglich ein Rollenspiel zu spielen. Man muss es schon ernst meinen, sonst setzt man die Dissidenz der Lächerlichkeit aus. Zugleich hat der Ratschlag aber den Vorteil, Renegatentum und Konvertitensyndrome zu vermeiden oder zumindest besser dagegen gewappnet zu sein: Illoyalität, welche ihre emanzipatorische Kraft daraus bezieht, dass sie sich einer neuen Gruppe loyal anschmiegt, wird der Spirale der Selbstverleugnung nicht entkommen.

Schliesslich wird der *Advocatus* der von Graham Greene zu Recht betonten Tatsache gerecht, dass die Opfer ändern.

Die Kommunisten, die aus der Emigration in die DDR zurückkamen, wähten sich immer noch als Opfer, dabei hatten sie längst die Macht im Staat übernommen und waren zu Tätern geworden, die andere zu Opfern machten. «Alte weisse Männer» werden von ihren Gegnerinnen – «junge farbige Frauen»? – heute wie Täter behandelt, dabei sind sie vermutlich längst Opfer. Wer Anwalt der Opfer sein will, muss deshalb auf der Hut sein vor den vielfältigen Viktimisierungsspielen der Menschen.

Der Dissident ist nicht einfach nur ein «Abtrünniger», wie es die Übersetzung des aus dem Lateinischen stammenden Begriffs nahelegt. Wer Dissidenten «abtrünnig» oder «treulos» nennt, hat sich die Perspektive der Loyalität erwartenden Gruppe zu eigen gemacht, die Abweichler als Verräter ausstösst und moralisch vernichtet. Václav Havel, einer der prominentesten Dissidenten des 20. Jahrhunderts, nennt dagegen Dissidenten jene Menschen, «die sich entschlossen haben, in der Wahrheit zu leben». Das wäre dann der existenzialistische Entschluss, zu sich selbst zu kommen – das absolute Gegenteil der Abweichung, die ja von sich selbst wegführen würde. Der Dissident, so Havel, handelt, wie er handeln zu müssen glaubt. Er folgt nur der inneren Logik seines Denkens, seines Verhaltens und seiner Arbeit. Der Dissident ist damit das Gegenteil eines «professionellen Unzufriedenen».

#### Abschied aus dem Heimatmilieu

Der Dissident, so haben wir gesehen, muss die Stärke aufbringen, mit seinen eigenen Idealisierungen zu brechen. Loyalität hatte sich erwiesen als innere Bindung an einen früh er-

sich selbst zu bestimmen, selbstbestimmt zu handeln und sich nicht fremdbestimmen zu lassen. Man kann es auch Autonomie nennen: sein eigener Herr zu sein. «Für die, welche vom Baum der Erkenntnis gekostet haben, ist das Paradies verloren», meinte Karl Popper: «Je mehr wir versuchen, zum heroischen Zeitalter der Stammesgemeinschaft zurückzukehren, desto sicherer landen wir bei Inquisition, Geheimpolizei und einem romantisierten

*Václav Havel nennt Dissidenten jene Menschen, «die sich entschlossen haben, in der Wahrheit zu leben».*

Gangstertum.» Der neue Tribalismus wird es erleben. Er ist im Übrigen gar nicht neu. Denn die Stammesmagie ist gross und offenbar im Gang der Zivilisation bis heute nicht überwunden, weil sie nie überwunden sein kann. Die verführerische Versuchung der Loyalität bleibt stark.

Doch auf der anderen Seite einer persönlichen Lebensbilanz steht der Gewinn, den der Aufbruch bringt. Nennen wir es Selbst-



Dass der Aufruf, ernsthaft die Gegenposition einzunehmen, mit Risiken behaftet ist und ein Wagnis bedeutet, kann man sich leicht klar machen, sobald es konkret wird: Wenn alle Parteien die AfD diabolisieren und ihre Mitglieder mit Nazis vergleichen, ist es ein Risiko, eine Position einzunehmen, die auch die AfD einnimmt. Denn dies birgt einerseits das Risiko, von der AfD vereinnahmt zu werden (Hüte dich vor falschen Freunden), wie zugleich die Drohung, vom Mainstream aussortiert zu werden, ein Prozess, der neuerdings als «Cancel Culture» firmiert. Die Strafe der kulturell dominanten Linkseliten kann gnadenlos sein: Wir haben über die Fälle der Schriftsteller Tellkamp und Kleeberg gesprochen.

Es gibt freilich noch ein zweites Risiko: Es besteht darin, den Auftrag, die Gegenposition einzunehmen, zu automatisieren, einerlei, was zur Debatte steht. So ist es ausdrücklich nicht gemeint. Das Prinzip «Hauptsache, dagegen sein» gehöre in den Werkzeugkoffer von Möchtegernintellektuellen, die echt nerven, schimpft die Philosophin Petra Gehring. Sie wird wohl recht haben.

worbenen Glauben, von dem sich abzuwenden, einen Verrat der eigenen Ideale bedeuten würde. Abschied zu nehmen von solchen Idealisierungen, wäre also der Auftrag der Illoyalität. Wenn es gutgeht, lässt sich dabei sogar die Erfahrung machen, dass es möglich ist, seinen eigenen Weg zu gehen, ohne gänzlich mit der Herkunft brechen zu müssen und als Verräter dazustehen.

Das würde man Versöhnung nennen. Mentoren und «soziale Paten» sind nützlich, wie wir gesehen haben, denn sie sind Mittler zwischen den Welten. Könnte man mit der Aussicht auf Versöhnung werben, wären womöglich mehr Menschen zum Aufbruch in die Eigenständigkeit bereit. Wie jeder Abschied geht das nicht ab ohne Trauer. Denn die Entidealisierung ist zweifellos ein herber Verlust. Das gilt für den Abschied aus dem Heimatmilieu der Familie genauso wie für den Abschied von einem Glauben – sei es der christliche, der kommunistische, der kapitalistische oder welcher auch immer.

Freiheit, auch dies ein anderes Wort für Illoyalität, ist nichts anderes als die Fähigkeit,

bestimmung, also im Einklang mit unseren Gedanken, Gefühlen und Wünschen leben, wie der Philosoph Peter Bieri es definiert. Wir wollen keine Marionetten sein, kein Spielball fremder Interessen und Instrument entfremdenden Gruppendrucks.

Wir sollten uns davon frei machen, Loyalität als eine Tugend anzusehen, meinte Mark Twain: «This will beget independence – which is loyalty to one's best self and principles, and this is often disloyalty to the general idols and fetishes.»

Das Diktum Mark Twains könnte die kürzeste Zusammenfassung dieses Buches sein: Loyalität zu sich selbst – aber eben nicht zu seinen übernommenen Idealen, Idolen und Fetischen – ist ein oberster Wert, ohne den Identität und Selbstbestimmung nicht möglich sind.

Nimm Abschied, bleibe frei und unberechenbar, werde du selbst!

Bei diesem Text handelt es sich um einen Vorabdruck aus: Rainer Hank: Die Loyalitätsfalle. Warum wir dem Ruf der Horde widerstehen müssen. Penguin, 208 S., Fr. 28.90



## INSIDE WASHINGTON

### Lichtblick aus dem *Sunshine State*

Letzten Sommer wurde der Gouverneur von Florida, Ron DeSantis, von den Mainstream-Medien weithin verurteilt als wissenschaftsfeindlicher, rechter Spinner, der den *Sunshine State* in einen dunklen Covid-Winter führt. Ein örtlicher Anwalt machte landesweit Schlagzeilen, indem er als Gevatter Tod verkleidet am Meer entlangtrabte und forderte, dass Gouverneur «DeathSantis» Floridas schneeweisse Sandstrände schliessen solle.

Doch neun Monate später ist aus dem Schurken ein Held der Republikaner geworden. Die Handelskammer von Miami verkündet, dass DeSantis einer der beliebtesten Gouverneure in Amerika sei, mit einer Zustimmungsrate von 64 Prozent aller Wähler in Florida – darunter 60 Prozent der Unabhängigen, 62 Prozent der Hispanics und 40 Prozent der Schwarzen. Die Umfrage vom Februar verzeichnete sogar 46 Prozent Zustimmung unter den Demokraten.

Und das alles, weil Florida – wie DeSantis im *Wall Street Journal* schrieb – «wider den Stachel der Elitemeinung löckte und sich dem Narrativ der Medien widersetzte». Denn der Gouverneur, der nächstes Jahr zur Wiederwahl steht, weigerte sich, einen landesweiten Lockdown oder eine Maskenpflicht anzuordnen. Der 42-jährige Vater von drei Kindern hielt die Schulen ebenso offen wie die Strände.

Ex-Präsident Donald Trump feiert DeSantis als die Zukunft der Republikanischen Partei. Und was für eine Partei sie ist! Florida brüstet sich mit einer Arbeitslosenquote von 4,8 Prozent, weit unter dem nationalen Durchschnitt von 6,3 Prozent. Auch die Covid-Sterblichkeitsrate liegt unter dem nationalen Durchschnitt. Joe Gruters, Vorsitzender der Grand Old Party von Florida, sieht denn auch eine grosse Zukunft für DeSantis. Wenn Trump nicht kandidiert, ist er «der aussichtsreichste Favorit bei den nächsten Präsidentschaftswahlen».

Amy Holmes

# Schwarze gegen Asiaten

Donald Trump soll schuld sein an der Gewaltwelle gegen Asiaten in den USA. Die Zahlen sagen etwas anderes.

Urs Gehriger

**G**emordet und gemeuchelt wird im Sekundentakt rund um die Welt. In diesem Meer aus Toten und Tränen machte eine Bluttat in Atlanta dieser Tage Schlagzeilen. In drei Massagesalons im US-Südstaat Georgia wurden acht Menschen kaltblütig hingerichtet. Sechs davon waren Frauen asiatischer Herkunft. Der Täter: ein 21-jähriger, sinister dreinblickender weisser Mann.

Für die Medien war das Motiv klar: Hass auf Asiaten. Zwar stritt der Killer rassistische Beweggründe ab, doch die Geschichte passte perfekt in einen aktuellen Trend. Berichte über die Diskriminierung von asiatischen Amerikanern haben seit Beginn der Corona-Pandemie stark zugenommen. Menschenrechtsgruppen sprechen von 3800 Fällen im letzten Jahr.

#### «Schädliche Rhetorik»

Der Verantwortliche für die hässliche Gewalt war sofort identifiziert. «Viele asiatische Amerikaner fühlen sich durch eine Flut gefährlicher und rassistisch motivierter Rhetorik durch nationale Persönlichkeiten einem kulturellen Kreuzzug ausgesetzt», berichtete CNN. «Dazu gehört zuallererst Ex-Präsident Donald Trump.» Schliesslich hatte Trump das Coronavirus als «China-Virus» bezeichnet.

Egal, dass viele Pandemien nach ihrem Ursprungsort benannt werden. Egal, dass Trump bereits im März 2020 an das amerikanische Volk appellierte: «Es ist sehr wichtig, dass wir unsere asiatisch-amerikanische Gemeinschaft in Amerika und auf der ganzen Welt umfassend schützen.» Die *Washington Post* war subito mit einer Studie zur Stelle, die Trumps toxischen Einfluss auf die ganze Welt dokumentieren sollte. «Die Woche vor Trumps Tweet war der dominierende Begriff [auf Twitter] #covid-19 [...], in der Woche nach seinem Tweet war es #chinesevirus.»

Und wer es noch nicht geschnallt hatte, dem trieb Präsidentensprecherin Jen Psaki die letzten Zweifel aus: «Es steht ausser Frage», dass Trumps «schädliche Rhetorik» vom Coronavirus als dem «China-Virus» dazu beigetragen habe, ein Umfeld zu schaffen, in dem Hassverbrechen gegen asiatisch-amerikanische Menschen zugenommen



«Schädliche Rhetorik»: Demonstrantin in Atlanta.

hätten. Verflucht nur, dass sich die Trump-Täter-Theorie mit Fakten nicht erhärten lässt.

«Hat jemand nur ein Jota an Beweisen vorgelegt, dass die treibende Kraft hinter dieser schrecklichen Welle von antiasiatischer Gewalt weisse Rassisten sind?», fragt Journalist Glenn Greenwald per Twitter. «Dafür bräuchte man Daten, die zeigen, wer die Gewalt hauptsächlich ausübt und mit welchem Motiv. Wo sind die Beweise?» Es gibt sie nicht. Und das, was es gibt, ergibt ein komplett anderes Bild. So dokumentiert eine detaillierte Auswertung des US-Justizministeriums aus dem Jahr 2018 zu anti-asiatischer Gewalt folgende Tätergruppen:

**Weisse:** 24,1 Prozent  
**Asiaten:** 24,1 Prozent  
**Latinos:** 7 Prozent  
**Schwarze:** 27,5 Prozent

Afroamerikaner verübten nicht nur die meisten antiasiatischen Gewaltakte, gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil (13 Prozent), waren die schwarzen Täter auch überproportional an den Gewaltverbrechen beteiligt. Sie verübten total 50 000 Taten gegen asiatische Amerikaner in einem einzigen Jahr. Umgekehrt wurden Schwarze lediglich in 0,1 Prozent der Gewaltfälle Opfer von asiatischstämmigen Tätern.

Andy Ngo, US-Journalist mit vietnamesischen Wurzeln, hat die Statistik ausgewertet, und kommt zum Schluss: Auf ein schwarzes Opfer durch einen asiatischstämmigen Aggressor kamen 5000 asiatische Opfer schwarzer Gewalt.



# Lifestyle-Menschenrechte

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte folgt dem Zeitgeist.  
Ich habe meine Bedenken.

Martin Schubarth

**K**ennen Sie den Unterschied zwischen Strichpunkt und Semikolon? Nein? Ich auch nicht. Aber kürzlich wurde die Frage dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg vorgelegt, und – hört, hört! – der Gerichtshof (er-)fand nicht nur einen Unterschied, er qualifizierte diesen zur unsäglichen Freude der Menschenrechtseuphoriker sogar als menschenrechtlich relevant!

Spass beiseite: Der Wechsel auf dem schweizerischen Richterstuhl ebendieses Gerichtshofs – unlängst wurde Bundesrichter Andreas Zünd zum Nachfolger von Professorin Helen Keller gewählt – bietet Anlass für eine kurze Betrachtung.

## Anmassung einer Gesetzgebungshoheit

Ziel der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) war es, den Schutz unverzichtbarer Menschenrechtspostulate zu garantieren. Das war 1974 die Grundlage, weshalb die Schweiz der Konvention beitrug. Zuvor hatten wir zwei menschenrechtliche Schwachstellen auszuräumen: das fehlende Frauenstimmrecht und die diskriminierenden Religionsartikel (Jesuitenverbot und Klosterartikel).

Damals konnte niemand voraussehen, was der EGMR aus der Konvention machen und dass er in krasser Weise die Regeln für die Interpretation von völkerrechtlichen Vereinbarungen verletzen würde – insbesondere durch die Erfindung einer dynamischen Rechtsprechung und fragwürdiger Maximen, die dem gesellschaftlichen Wandel und menschenrechtlichen Zeitgeist Rechnung tragen.

Ein erheblicher Teil des Strassburger Richters fällt nämlich nicht unter die unverzichtbaren Menschenrechtspostulate, sondern beruht auf der Anmassung einer europäischen Gesetzgebungshoheit, die dem EGMR nicht zusteht. «Die Praxis des EGMR bedroht im Namen der Menschenrechte das Legalitätsprinzip und damit einen zentralen Pfeiler des Rechtsstaats», führte Bundesrichter Hans Georg Seiler einst aus. Der EGMR nimmt für sich in Anspruch, den Inhalt der EMRK «dynamisch» weiterzuentwickeln, mit verbindlicher Wirkung für 47 Europaratsstaaten.

Für diese Entmachtung der nationalen Gesetzgeber und damit Aushöhlung der Demokratie findet sich in der EMRK keine Grundlage. Im Gegenteil: Eigentlich beschwört sie die «wahrhaft demokratische politische Ordnung», was ein klares Bekenntnis zum demokratisch legitimierten Gesetzgeber ist.

Durch seine ausufernde Praxis hat der EGMR folgende fragwürdige «Menschenrechte» geschaffen: das Menschenrecht auf Hausbesetzung, dasjenige auf eine bezahlte Geschlechtsumwandlung und auf assistierten Suizid. Und das Menschenrecht auf Bettelei. Wohin Letzteres führt, habe ich kürzlich beim Besuch meiner Heimatstadt erlebt, als ich in Basel ständig über irgendwelche Bettlerbeine stolperte.

Im Lichte der wirklichen Menschenrechtsverletzungen, wie sie in massiver Weise etwa in Russland und der Türkei auftreten und wie sie sich wohl zuhauf unter den 60 000 unerledigten Fällen befinden, ist eine Beschäftigung mit solchen Lifestyle-Menschenrechten problematisch. Der überlastete Gerichtshof provoziert mit seiner Praxis eine Flut von Beschwerden,

die nicht wirklich Menschenrechte betreffen; die Folge ist, dass er sich nicht rechtzeitig mit den eigentlichen Menschenrechtsverletzungen befassen kann.

## Hellenischer Keller

Höchst problematisch, aber kaum beachtet und problematisiert ist die Teilnahme von NGOs und Lobbyisten an Verfahren vor dem EGMR. So durfte sich in einem Verfahren, das ein bestraffter Journalist angeregt hatte, der eine versteckte Kamera eingesetzt hatte, eine Medienlobbyorganisation äussern, nicht aber das Medienopfer und schon gar nicht eine Medienopferorganisation, die es wohl überhaupt nicht gibt, da Medienopfer im Unterschied zu ihren Verletzern nicht organisiert sind.

Ein solches Prozedere führt zu einer bedenklichen Verschiebung der Gewichte und verletzt das *fair trial*-Prinzip, das Recht auf ein faires Verfahren. Erschreckend, dass der EGMR diese Problematik nicht realisiert, obwohl gerade er dazu berufen ist, über dieses Prinzip zu wachen.

Eine nicht unerhebliche Zahl von Richtern des EGMR war vor ihrer Wahl mit NGOs verbunden, die nun in Verfahren mitwirken, an denen diese Richter beteiligt sind. Auch dies wirft ein schiefes Licht auf die Verfahrensbeteiligung von NGOs.

In diesem Zusammenhang von Interesse: Eine ehemalige Richterin des EGMR weist auf die Gefahr hin, dass unverbindliches, demokratisch nicht legitimiertes «Soft Law» durch einen Richterspruch verbindlich gemacht werde, wenn das Richterpersonal aus Völkerrechtlern und NGO-Vertretern bestehe.

Wie soll es mit dem EGMR nun weitergehen? Ich weiss es nicht. Aber man möge meinen Bedenken Rechnung tragen; mögen sie vom Strassburger Olymp bis hinab in den hellenischen Keller ein zündender Funke für die Zukunft des EGMR sein.



„Seht ihr nicht, dass ich gerade beschäftigt bin?!...“

Martin Schubarth ist ehemaliger Bundesgerichtspräsident.

# Atomkraft? Ja, bitte!

Die Grünen in Finnland korrigieren wegen der Klimakrise ihren Kurs und setzen auf Nuklearenergie.

Horst Bacia

Zweimal in zwei Jahrzehnten sind die Grünen in Finnland aus der Regierung ausgetreten, weil sie Entscheidungen über den Bau neuer Kernkraftwerke nicht mittragen wollten. Das hat die Partei nicht daran gehindert, bei nächster Gelegenheit wieder Regierungsverantwortung zu übernehmen.

Diese ambivalente, pragmatische Einstellung zur Kernkraft ist schon lange ein Merkmal der finnischen Grünen. Sie waren nie eine dogmatische Anti-Atomkraft-Partei. Und wegen der Klimakrise sind sie nun sogar bereit, auf die Nukleartechnik zu setzen, um den Ausstoss von Treibhausgasen drastisch zu verringern und zugleich die Energieversorgung zu sichern. Kurz: Aus der gängigen Parole «Atomkraft? Nein, danke!» ist zunächst ein entschiedenes Jein und mittlerweile ein vorerst noch leise ausgesprochenes «Ja, danke!» geworden.

## Finnisch-sowjetische Freundschaft

Regierungsbündnisse in Finnland erstrecken sich oft über ein breites Spektrum. In einem politischen System mit acht Parteien sind die kleineren Mitbewerber meisten Mehrheitsbeschaffer. So erhielt der 1988 registrierte Grüne Bund schon 1995 Gelegenheit, mit einem Stimmenanteil von 6,5 Prozent in die Regierung einzutreten. Seither ist die Partei, trotz dem zweimaligen Rückzug ihrer Minister, insgesamt nur zehn Jahre in der Opposition gewesen. Nach eigenem Verständnis weder links noch rechts, hat sie sich in Koalitionen unterschiedlicher Couleur als gerne mitregierende Partei etabliert.

Satu Hassi steht bei den Grünen seit langem in der ersten Reihe: Reichstagsabgeordnete seit 1991, Parteivorsitzende, zwei Mandatsperioden im EU-Parlament. Als die Partei 2002 zum ersten Mal die Regierung verliess, war sie war Umweltministerin. Man habe sich damals gegen die Bewilligung neuer Kernkraftwerke ausgesprochen, sagt sie, weil es «sicherere Alternativen gab, um zu vernünftigen Kosten mindestens dieselbe Verringerung von CO<sub>2</sub>-Emissionen zu erreichen». Diesen Technologien sollte zum Durchbruch verholfen werden. Die Partei sei aber bereit gewesen,



Sanfte Wandlungen.

die Betriebszeiten existierender Reaktoren zu verlängern, weil die Investitionen bereits getätigt worden waren.

Alle Kernkraftwerke, die heute in Finnland Strom produzieren, stammen aus einer Zeit, in der es die grüne Partei noch nicht gab. In Loviisa, ostwärts von Helsinki, ging 1977 auf einer vorgelagerten Insel der erste von zwei sowjetischen Reaktorblöcken ans Netz. Ministerpräsident Aleksej Kossygin kam zur Einweihung. Trotz umfangreichen Nachrüstungen mit westlicher Technologie galt das Projekt auch als Monument finnisch-sowjetischer Freundschaft. Dass kurz darauf ein schwedischer Konzern auf der Halbinsel Olkiluoto, unweit der Hafenstadt Rauma, ein zweites Kernkraftwerk mit zwei Blöcken baute, ist typisch für das damalige Jonglieren Finnlands zwischen Ost und West.

Nach dem Reaktorunfall von Tschernobyl kam es, wie überall, zu einer Denkpause. Doch dann wollten die finnischen Betreiberfirmen von Loviisa und Olkiluoto an beiden Standorten weitere Reaktoren errichten. Eine Mehrheit in Kabinett und Parlament befürwortete das 2002 in einer Grundsatzentscheidung. Die von den Grünen angeführten Gegenargumente, sagt Hassi, hätten sich nachträglich jedoch als richtig erwiesen. Denn die Atomkraft sei damals von ihren Befürwortern als einzige Alternative zur Verminderung klimaschädlicher Emissionen angesehen worden. Eine neue Generation habe

dagegen begriffen, dass verschiedene technologische Ansätze kombiniert werden müssten, um das angestrebte Ziel zu erreichen.

Tatsächlich wurde Loviisa III nie verwirklicht; und Olkiluoto III entpuppte sich als Panneprojekt. Der Druckwasserreaktor der dritten Generation sollte eigentlich schon vor gut zehn Jahren fertig sein. Wegen technischer Probleme und finanzieller Streitigkeiten zwischen Betreiber und Lieferanten, einem von Areva und Siemens gebildeten Konsortium, kam es immer wieder zu Verzögerungen. Zuletzt hiess es, die kommerzielle Nutzung könne Anfang 2021 beginnen. Derweil sind die Kosten auf angeblich 8,5 Milliarden Euro in die Höhe geschossen, fast das Dreifache des ursprünglich kalkulierten Preises.

Mit der Inbetriebnahme von Olkiluoto III würden die fünf finnischen Reaktoren 45 Prozent des Bedarfs an elektrischer Energie erzeugen. Dennoch soll in Pyhäjoki, einer kleinen Küstengemeinde im hohen Norden, ein weiteres Kernkraftwerk entstehen. Anders als geplant, ging der Auftrag, einen schlüsselfertigen Reaktor zu liefern, nicht an westliche Firmen – die hatten sich nach der Havarie in Fukushima zurückgezogen –, sondern an den russischen Staatskonzern Rosatom. Der übernahm durch ein Tochterunternehmen 34 Prozent der Anteile in der Betreibergesellschaft. Diese Abhängigkeit von Putins Russland war für die Grünen Grund genug, ihre Minister 2014 ein zweites Mal zurückzuziehen.

Seit der Parlamentswahl 2019 sind sie mit 11,5 Prozent der Stimmen wieder Regierungspartei. Die von der Sozialdemokratin Sanna Marin geführte Fünf-Parteien-Koalition verfolgt in der Klimapolitik ehrgeizige Ziele. Schon 2035 soll Finnland die Umstellung auf ein kohlendioxidneutrales, nachhaltiges Wirtschaften bewältigt haben. Deshalb will man die Verbrennung von Importkohle beenden, den Einsatz von Heizöl verringern, den Bau von Windkraftanlagen fördern und die Betriebsgenehmigungen für ältere Kernkraftwerke verlängern, sofern die Strahlenschutzbehörde dies gutheisse.

Vor zwei Jahren war im Wahlprogramm der Grünen noch zu lesen, die jüngsten Kernkraft-

projekte – Olkiluoto III und Pyhäjoki – hätten sich als «langsam und problematisch» erwiesen. Mehr Vorhaben dieser Art dürfe es nicht geben. Das im Herbst beschlossene neue Grundsatzprogramm erwähnt die Atomkraft dagegen mit keinem Wort. Stattdessen öffnet sich die Partei in Andeutungen für eine Energiepolitik, die «alle nachhaltigen Lösungen zur Reduzierung des Einsatzes fossiler Brennstoffe nutzt».

#### «Rein technische Entscheidung»

Atte Harjanne ist 36, Diplomingenieur und war Klimaforscher am Finnischen Meteorologischen Institut, ehe er vor zwei Jahren für die grüne Partei ins Parlament einzog. Er ist ein ausgesprochener Befürworter der Kernenergie und findet vor allem die Idee kleinerer Kernkraftwerke zukunftsweisend. Die angestrebte Klimaneutralität im Transportwesen, bei der Heizung von Gebäuden und in der industriellen Produktion schaffe einen enormen Bedarf an «sauberer Elektrizität», sagt er. Allein mit erneuerbaren Energien könne die Nachfrage bei weitem nicht gedeckt werden. Am Begriff «erneuerbar» störe ihn, dass dieser «die Kernkraft als wichtige kohlenstoffarme Energiequelle ausschliesst, aber die unter Gesichtspunkten der Nachhaltigkeit problematische Bioenergie einschliesst».

Unterdessen ist auch das neuste Kernkraftprojekt verspätet. Der russische Lieferant tut sich schwer, die strengen finnischen Sicherheitsbestimmungen, wie den Schutz des Reaktors vor einem Flugzeugabsturz, zu erfüllen. Die Arbeiten auf der Grossbaustelle in Pyhäjoki sind aber so weit fortgeschritten, dass die Regierung vermutlich im kommenden Jahr über einen Antrag auf Betriebsgenehmigung entscheiden muss.

Kein Problem, sagen die Grünen heute. Bei der Grundsatzentscheidung, die sie nicht mittragen wollten, habe es sich um einen politischen Beschluss gehandelt. Nun gehe es um eine rein technische Entscheidung. Sollte die Strahlenschutzbehörde ihr Placet gebe, könne die Genehmigung erteilt werden. So geht Pragmatismus – oder wie?

Horst Bacia ist Schriftsteller und ehemaliger Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.



„Sehen Sie jetzt eine neue Folge aus unserer beliebten Serie 'Die Auswanderer'...“

## Das ABC von Corona

Wer die Krisenpolitik des Bundesrates nicht versteht, sollte es mit den Informationen in leichter Sprache versuchen.

Katharina Fontana

**A**uch nach mehr als einem Jahr Corona-Regime fühlt man sich wie auf einer Wanderung im dicken Nebel: Sosehr man auch Ausschau hält nach dem Weg, auf dem uns der Bundesrat zurück ins Licht führen will, man sieht nur wabernde Schwaden und immer neue Hindernisse, die den Weg in die Freiheit versperren. Doch vielleicht ist man ja selber schuld, wenn man die Strategie der Landesregierung nicht versteht. Möglicherweise helfen da die Informationen in leichter Sprache weiter, die das Bundesamt für Gesundheit (BAG) zum Thema Corona auf seiner Website veröffentlicht hat.

Die Begrüssung des BAG ist freundlich, wenn auch nicht restlos logisch: «Alle Menschen haben viele Fragen zum Corona-Virus. Sie sicher auch!» Dann wird es aber schnell düster. «Einige Menschen werden wegen dieser Krankheit schwer krank. Einige Menschen sterben an der Krankheit.» Doch die gute Nachricht ist: «Man kann sich schützen.» Zum Schutz hat der Bundesrat Regeln aufgestellt. «Alle Menschen müssen sich an die Regeln halten. Alle Menschen müssen mithelfen, dass möglichst wenig Menschen krank werden.» Das tönt doch um einiges sympathischer als Zwangssolidarität oder Kollektivhaft.

#### «Die Regeln ändern sich immer wieder»

Doch welche Regeln gelten nun? «Die Regeln ändern sich immer wieder», informiert das BAG – eine Auskunft, die nur beschränkt hilfreich ist. Es lässt dann aber doch immerhin wissen: «Alle Menschen müssen an fast allen Orten eine Maske tragen.» Zum Thema Tests erfährt man, dass man auf diese Weise herausfinden kann, ob ein Mensch das Corona-Virus hat. Oder nicht. Wer einen Test macht und ein negatives Resultat erhält, für den gilt: «Sie haben das Corona-Virus nicht.» Doch wenn der Getestete nun denkt, dass er in diesem Fall wieder normal leben kann, hat er sich getäuscht. Zu Hause bleiben lautet die Devise. «Sie dürfen erst wieder aus dem Haus, wenn Sie einen Tag und eine Nacht keine Symptome mehr haben», hält das BAG fest.

Was die Quarantäne und die Isolation angeht, sind die Ausführungen des BAG bestechend einfach: Man muss zu Hause bleiben. Zehn Tage darf man die Wohnung nicht verlassen. Anschliessend darf man wieder raus. «Der Kanton informiert Sie darüber. Aber es kann sein, dass Sie keine Informationen erhalten. Dann gelten diese Regeln: Sie müssen mindestens 10 Tage zu Hause bleiben.»

#### Zu Hause bleiben ist nie falsch

Ganz wichtig ist auch, die Swiss-Covid-App aufs Handy herunterzuladen, wie das BAG anhand des Beispiels von Vera und Hans illustriert. «Vera und Hans sitzen im Zug im glei-

*«Alle Menschen müssen sich weiterhin an alle Regeln halten. Auch wenn sie geimpft sind.»*

chen Abteil. Sie fahren mehr als 15 Minuten im Zug. Sie kennen sich nicht. 2 Tage später wird Vera krank. Sie macht den Corona-Test. Der Corona-Test ist positiv.» Dank der Swiss-Covid-App bekommt Hans eine Meldung auf seinem Handy. «Hans weiss nicht, dass die Meldung von Vera kommt. Aber er weiss jetzt, dass er vielleicht angesteckt wurde.» Nicht restlos klar wird, wie das Virus von Vera zu Hans gelangt sein kann, denn schliesslich muss man im Zug Maske tragen. «Wenn Sie eine Maske tragen, schützen Sie andere Menschen», heisst es denn auch vom BAG. Klar ist jedenfalls, was Hans zu tun hat: «Hans bleibt zu Hause.» Man merke: Zu Hause bleiben ist nie falsch.

Zum Thema Impfen erfährt der Leser vom Bundesamt Folgendes: «Es ist gut, wenn sich möglichst viele Menschen impfen lassen. Dann werden weniger Menschen schwer krank. Und weniger Menschen sterben.» Und weiter: «Die Impfung schützt vor dem Corona-Virus.» Und was ist, wenn man schon geimpft und also geschützt ist? «Alle Menschen müssen sich weiterhin an alle Regeln halten. Auch wenn sie geimpft sind. Das ist sehr wichtig.»

Sonst noch Fragen?

---

# Das verletzte Ich

Meghan Markle ist die erste Frau in der Geschichte, die einen Prinzen in einen Frosch verwandelt hat.

*Cora Stephan*



«Wir wollen authentisch leben»: Harry und Meghan.

**W**etten werden entgegengenommen: Beim jüngsten *cultural clash* zwischen den Royals und den «leaders of the woke revolution» (Piers Morgan), dem Duke und der Duchess of Sussex, wird die Krone siegen und damit Nüchternheit, Pflichtbewusstsein und nicht zuletzt Opferbereitschaft gegen einen als Empfindsamkeit getarnten Egoismus.

Mutig, wie US-Präsident Biden meinte, war die zwei Stunden währende larmoyante Inszenierung gewiss nicht, eher erschütternd, dass Harry und Meghan ihren weltweit öffentlichen Angriff aufs Königshaus bei Beicht-

mutter Oprah Winfrey ohne Rücksicht auf den im Krankenhaus hoffentlich genesenden Prince Philip lanciert haben.

## Raunende Unterstellung

Doch was allein zählte, war das verletzte Ich der zartbesaiteten Meghan Markle. Die Duchess hat schon oft den Kleidungsstil von Harrys Mutter kopiert, nun inszeniert sie sich ebenso, wie einst Diana, als Opfer – ein Opfer der «Kälte» der Royals, die sie mit ihrer Depression alleingelassen hätten, ein Opfer der bösartigen Presse. Ganz so wie im Film, in «The Crown». Oder

war's die späte Rache Dianas, stellvertretend aufgeführt?

Das entscheidende Extra war die raunende Unterstellung, dass es im britischen Königshaus Rassismus gebe – ein Vorwurf, der ja derzeit mit hasssprühender Vehemenz gegen alles vorgetragen wird, was weiss und europäisch ist.

Worum ging es? Irgendjemand – wer, wird nicht gesagt – habe sich während ihrer Schwangerschaft Gedanken darüber gemacht, welche Hautfarbe der kleine Sohn der beiden wohl haben werde. Blosser Neugier oder unangebrachte Besorgnis? Wir erfahren es nicht.

Die Behauptung, dass Archie seiner Hautfarbe wegen nicht Prinz sein dürfe, ist allerdings schlicht falsch – der Titel steht nur den Söhnen der Queen und den Kindern des ältesten Sohnes von Prince Charles zu. So will es die Tradition. Und warum kommt es plötzlich auf den Titel an, wo man doch dem royalen Gefängnis entkommen wollte?

Der Vorwurf des Rassismus ist in der Tat ein Skandal – und spendiert dem ungläubigen Betrachter ein Lehrstück in Sachen Moral versus Fakt. Die in *wokeland* verbreitete Auffassung, es komme nicht darauf an, was wahr ist und was nicht, sondern was Meghan gefühlt habe, was eben «ihre Wahrheit» sei, hat den britischen Moderator Piers Morgan wütend aus dem Fernsehstudio stürmen lassen. «Lassen Sie mich durch, ich bin Opfer», ist die wirkungsvollste Waffe der Gefühlspolitik – «Ich fühle mich verletzt, also habe ich recht, und eine andere als meine Wahrheit gibt es nicht».

### Moralisch veredelt

Harry könnte man ja noch verstehen: Wer will schon von Geburt an dazu verdammt sein, in einem Gefängnis auszuharren, auch wenn es ein royales ist? Mitgefühl mit jedem, der diesem Schicksal entfliehen will. Doch wer wirklich gehen will, geht leise. Und wer seine Ruhe vor der aufdringlichen Presse haben möchte, wird sich nicht ausgerechnet vor Winfrey entblößen. Privat sein wollen bei einer amerikanischen Beichtmutter, deren Gesichtsausdruck stets vorgibt, was der Zuschauer als ungeheuerlich empfinden soll? «Wir wollen authentisch leben, zurück zu den Ursprüngen», erklärt die Duchess – im Rücken ein 14,6 Millionen Dollar teures Anwesen, vor ihr ein Hühnerstall. Was für ein Schmarrn.

Wir müssten ihr fahrlässige Dummheit unterstellen, wenn wir Meghan abnähmen, dass sie nicht wusste, worauf sie sich einliess, als sie mit Harry auszugehen begann. Was Harrys Mutter, Princess Diana, betrifft, deren Schicksal sich in Harrys Augen zu wiederholen schien (obzwar sie nicht aufgrund der aufdringlichen Presse, sondern wegen eines betrunkenen Chauffeurs ge-

### Die Duchess hat schon oft den Stil von Diana kopiert, nun inszeniert sie sich als Opfer der «Kälte» der Royals.

storben ist), mag die Sache anders gewesen sein. Vielleicht war Diana zu jung, um zu begreifen, in was sie da einheiraten wollte. Offenbar hat ihr niemand gesagt, dass bei einer Ehe ausgerechnet mit einem Thronfolger Liebe oder Romantik nicht weit tragen, dass die Zugehörigkeit zum Königshaus Fruchtbarkeit und Arbeit bedeutet. Kate und William scheinen lange darüber nachgedacht zu haben, welche Opfer all das verlangt, sie sind Meister der Diskretion geworden, denn

womöglich landet die Last der Krone einst auf dem Kopf des ältesten Enkels der Queen und nicht bei ihrem Sohn Charles.

Meghan, weit älter als Diana, will das alles nicht gewusst haben? Und ihr Verlobter hat sie nicht gewarnt? Dann ist er ein noch grösseres Würstchen, als es während der Oprah-Beichte den Eindruck machte. Ebenso unglaublich ist, dass eine Medienöffentlichkeit gewohnte Schauspielerin nicht mit erhöhter Aufmerksamkeit gerechnet hat. Auf Ablehnung oder Rassismus ist sie in Grossbritannien weder bei der Bevölkerung noch bei der Presse gestossen – im Gegenteil: Man überschlug sich vor Begeisterung über diese moderne und nicht so elend weisse Frau. Der Ton änderte sich erst, als die Duchess die Briten über den Klimawandel belehren wollte, während das Paar fröhlich Urlaub in aller Herren Länder machte (obwohl



man Meghan doch angeblich ihren Pass weggenommen hatte).

Man entflieht dem «System» nicht, wenn man sich mit einer ehrgeizigen Schauspielerin zusammenschliesst, die clever daran arbeitet, aus der Beziehung zum britischen Königshaus noch den letzten Tropfen herauszuquetschen. Des Geldes wegen? Der arme Harry muss seine Familie von geschätzt 25 Millionen Dollar ernähren, die er von seiner Mutter Diana und seiner Grossmutter geerbt hat. Meghan soll um die fünf Millionen Dollar in die Ehe eingebracht haben. Und das reicht nicht?

Natürlich nicht. Geld ist ja nicht alles, Aufmerksamkeit zählt auch. Markle hat einen zwischen 15 und 25 Millionen Dollar einbringenden Deal für einen Podcast bei Spotify eingefädelt. Der Vertrag mit Netflix, wo das Paar seine weltverbessernden Einsichten prä-

sentieren soll, wird auf hundert Millionen taxiert. Die eigene Marke Archewell soll «die Macht des Mitgefühls entfesseln, um einen grundlegenden Kulturwandel zu ermöglichen». *There's no business than wokeness.*

Wer dieses moralisch veredelte Programm mit dem Arbeitspensum der Queen vergleicht, versteht natürlich, warum die Sussexes zwar vom Nimbus des Königshauses profitieren, aber die stinklangweilige Maloche nicht mitmachen wollen. Die Queen ist seit siebzig Jahren zum

### Aus gut unterrichteten Kreisen wird berichtet, Markle habe sich von dem Plan verabschiedet, Queen zu werden.

Dienen verurteilt, seit ihr Vater viel zu früh gestorben ist: «Stiller Heroismus statt lautem Hedonismus» (Patrik Schwarz). Noch 2020, mit 94 Jahren, absolvierte sie beinahe 150 öffentliche Auftritte – Prince Charles lag übrigens an der Spitze mit über 250, gefolgt von der stets unauffällig pflichtbewussten Princess Anne. Und rassistisch? Das Commonwealth, dem die Queen vorsteht, 53 Staaten mit überwiegend nicht weisser Bevölkerung, hat in den letzten Jahrzehnten drei Länder hinzugewonnen, die nie britische Kolonien waren.

### Nächstes Ziel: Präsidentin

Die Queen ist die Verkörperung dessen, was in Zeiten der Gefühlspolitik als völlig überholt gilt: Sie dient. Die Juwelen und glamourösen Gewänder sind Berufskleidung, das Ambiente ist Showroom für staatstragende Verpflichtungen und kein Vergnügungspark. Natürlich ist das altertümlich – und, trotz allen Bemühungen, angefangen mit dem jungen Prince Philip, wohl kaum zu modernisieren oder gar zu «demokratisieren». Die Krone bindet die Gegenwart an tausendjährige Geschichte. Viele Briten halten es für den Vorzug einer konstitutionellen erblichen Monarchie, dass sie eine über den alltäglichen Kontroversen schwebende Figur des allgemeinen Respekts anbietet, ein Staatsoberhaupt, das kein Spielball der Politik ist und nicht alle acht Jahre ausgewechselt werden muss. Dafür verzeiht man auch royale Skandalnudeln.

Die Queen und die Krone stehen für geteilte Geschichte und nationalen Zusammenhalt; egal, ob das unmodern ist – die Alternative, ein Siedlungsgebiet aller möglichen Opferstämme, wäre ebenso modern wie unbewohnbar.

PS: Aus gewöhnlich gut unterrichteten Kreisen wird berichtet, Meghan Markle habe sich nun endgültig von dem Plan verabschiedet, die britische Queen zu werden. Sie wird sich zur amerikanischen Präsidentin wählen lassen.

Cora Stephan ist Publizistin und Schriftstellerin.

# Letztes Aufgebot

Mit aller Macht versucht die CVP im Wallis ihre Mehrheit im Staatsrat zu sichern. Dafür empfiehlt sie sogar die Wahl des SVP-Kandidaten.

Marcel Odermatt

Im Wallis nennen sich die Christlichdemokraten weiter CVP oder PDC. Den Namenswechsel zu Die Mitte oder Le Centre verwarfen die Mitglieder. Warum auch? Im Rhonekanton stellt die Partei immer noch eine Macht dar. Vor acht Jahren ging zwar die Mehrheit im Kantonsrat flöten, im fünfköpfigen Staatsrat aber stellt die CVP mit drei Vertretern immer noch eine Mehrheit.

Doch diese letzte konservative Bastion könnte bei den Exekutive-Wahlen am Sonntag fallen. Für eine Gruppierung, die die Schweiz im 20. Jahrhundert massgeblich prägte, käme das einer Zäsur gleich. Die CVP ist in einem Gebiet, in dem sie über Generationen nach Belieben vorherrschte, endgültig zur kommunen Partei geschrumpft.

Die im Alpenkanton immer noch machtbesessene auftretende Organisation wäre nicht die CVP, wenn sie sich nicht mit ihrem ganzen Gewicht gegen diesen Niedergang stemmte. Dabei kommt es zu einer Situation, die typischerweise zum Wallis passt, im Rest der Schweiz aber durchaus verrückt erscheinen mag. Die Partei unterstützt im zweiten Wahlgang den Kandidaten der SVP – Franz Ruppen – und empfiehlt den Nationalrat offiziell zur Wahl in den Staatsrat.

## Ruf nach neuer Zauberformel

Die Volkspartei hat sich seit seiner Gründung 1999 den Kampf gegen die Vorherrschaft der Christlichdemokraten auf die Fahnen geschrieben. Der Grund, weshalb die CVP nach der Abwahl von SVP-Staatsrat Oskar Freysinger 2017 ein Comeback des ungeliebten politischen Gegners in der Regierung haben möchte: Verpasst Franz Ruppen den Sprung in die Regierung des Kantons, so verlieren das Oberwallis und damit der deutschsprachige Teil des Kantons erstmals seit vielen Jahrzehnten eine Doppelbeteiligung. Damit will die in den Konsens und Ausgleich verliebte CVP ihre staatspolitische Verantwortung unterstreichen.

Eine Wahl Ruppens bedeutete nicht automatisch das Ende der CVP-Überzahl im Staatsrat. Die Parteistrategen wünschen, dass ihre Anhänger neben den beiden bisherigen Ro-

berto Schmidt und Christophe Darbellay auch den Neuling Serge Gaudin auf die Wahlzettel schreiben. Nur: SP-Parlamentarier Mathias Reynard, der im ersten Durchgang als Ersatz der zurückgetretenen Esther Waeber-Kalbermatten den dritten Platz belegte, dürfte locker durchmarschieren. Das bedeutet, dass es, wenn Franz Ruppen und Serge Gaudin den Sprung schaffen, zu einer Abwahl des bisherigen FDP-Exponenten Frédéric Favre käme.

Keine Bestätigung des freisinnigen Unterwallisers, dafür die Wahl eines SVP-Vertreters aus dem Oberwallis und den Erhalt der Majorität – so der Plan der CVP. Ob er aufgeht, ist laut Walliser Politikbeobachtern wenige Tage vor dem Urnengang völlig offen. Vor allem entspräche er nicht dem Wählerwillen. Die FDP vereinigte am 7. März bei den Kantonsratswahlen mehr Stimmen auf sich als die schwächelnde SVP und verfügt mit 27 zu 22 Parlamentariern in der 130-köpfigen Legislative über deutlich mehr Sitze in Sitten. Das kümmert die CVP jedoch wenig. Mit 48 Repräsentanten – einem Minus von 7 gegenüber 2017 – scheint ihr Anspruch auf eine Regierungsmehrheit wenig mit den realpolitischen Zuständen gemein zu haben.

Es erstaunt deshalb nicht, dass Rufe nach einer neuen Zauberformel laut werden: zwei Mandate für die CVP und je eines für SP, FDP und SVP. Interessant ist, mit welchem Kandidaten die Rechtspartei in die Regierung zurückkehren möchte. Franz Ruppen und Oskar Freysinger könnten nicht gegensätzlicher sein. Während

der ehemalige Lehrer, Poet und Wahlkampfleiter der SVP für die Romandie immer wieder mit grenzwertigen Aktionen am rechten Rand auf sich aufmerksam machte und bis heute in der Partei umstritten ist, wirkt der Anwalt und Notar ruhig, seriös und anständig bis auf die Knochen. Im Bundeshaus spielt er auch in seiner Partei eine Nebenrolle, steht immer abseits der lauten Agitatoren.

So geht Franz Ruppen zu den jüngsten Diktaturvergleichen und Angriffen auf den Bundesrat auf Distanz. Im Politstil orientierte er sich an Persönlichkeiten wie Adolf Ogi, sagt er im Gespräch. Kompromisslos gibt sich der Fünfundzwanzigjährige nur bei einem Thema: dem Wolf. Der Staatsrat-Aspirant möchte, dass die Schweiz beim Wildtier wieder stärker regulierend eingreift. Ebenfalls typisch Wallis: Der damals wegen seiner Nichtbestätigung extrem gekränkte Oskar Freysinger unterstützt jetzt im französischen Teil des Wallis die Wahlkampagne von Franz Ruppen.

## Stadt-Land-Graben

Doch dem ganzen Ränkespiel zum Trotz: Eine Einschätzung teilen die bürgerlichen Bewerber, und sie lässt die Walliser zusammenrücken. Viele fühlen sich gegängelt und im Stich gelassen von der Restschweiz. Das zeigte sich jüngst wieder beim Jagdgesetz, das insbesondere die urbanen Regionen gegen den Willen der Berggebiete angenommen haben. Das gleiche Unverständnis für ihre Anliegen stellten die Alpenbewohner schon bei der Zweitwohnungsinitiative und der Raumplanung fest. Dieser Stadt-Land-Graben, das erodierende Verständnis und die erodierende Solidarität der links-grün dominierten Zentren gegenüber peripheren Regionen stellen die Regierung des Kantons Wallis in den nächsten Jahren vor grosse Herausforderungen.

Deshalb steht schon heute fest: Unabhängig davon, ob der Machtpoker der CVP noch einmal aufgeht oder nicht und ob es der Partei gelingt, die Bastion für vier Jahre zu halten – zusammenraufen werden sich die fünf neuen Staatsräte auf jeden Fall, wenn sie in der Restschweiz und insbesondere in Bern etwas ausrichten wollen.



# Im Zweifel gegen den Angeklagten

Der beschuldigte Mann muss heute beweisen, dass er zu Unrecht beschuldigt wird.



In einem intakten Rechtsstaat hat jeder Beschuldigte, vom Ladendieb bis zum Mörder, das Recht auf einen fairen Prozess. Dazu gehört, dass nicht er seine Unschuld beweisen muss, sondern die Anklage, vertreten durch den Staatsanwalt, die Schuld des Angeklagten. Und dieser gilt so lange als unschuldig, bis das Verfahren rechtskräftig abgeschlossen wurde. Man nennt dieses Prinzip die Unschuldsvermutung.

In der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen aus dem Jahre 1948 heisst es: «Jeder Mensch, der einer strafbaren Handlung beschuldigt wird, ist so lange als unschuldig anzusehen, bis seine Schuld in einem öffentlichen Verfahren, in dem alle für seine Verteidigung nötigen Voraussetzungen gewährleistet waren, gemäss dem Gesetz nachgewiesen ist.»

Eine Selbstverständlichkeit, sollte man meinen, wie sie auch in dem Satz in dubio pro reo, im Zweifel für den Angeklagten, zum Ausdruck kommt. Leider ist das in bestimmten Fällen oft nicht mehr die Regel – wenn ein Mann beschuldigt wird, eine Frau sexuell oder sexistisch belästigt zu haben, physisch, verbal oder mit Blicken. Dann tritt an die Stelle der Unschuldsvermutung das fliegende Gericht der «me too»-Bewegung zusammen und verkündet das Urteil: «Schuldig!» Die Vollstreckung des virtuellen Verdikts übernehmen die sozialen Medien. Selbst wenn sich später in einem ordentlichen Verfahren die Unschuld des Abgeurteilten herausstellen sollte – das Kainsmal bleibt.

Am 13. März konnte man in der *Welt* lesen, der Chefredaktor der *Bild*-Zeitung, Julian Reichelt, habe sich «auf eigenen Wunsch vorübergehend

von seiner Funktion freistellen lassen», er weise «die gegen ihn erhobenen Vorwürfe, die aktuell in einem Compliance-Verfahren untersucht werden, zurück». Der Springer-Verlag, in dem sowohl die *Welt* wie die *Bild* erscheinen, erklärte, die Untersuchung sei «noch nicht abgeschlossen», daher werde «das Unternehmen derzeit keine weiteren Angaben zum Verfahren und zum Gegenstand der Vorwürfe machen».

Zu diesem Zeitpunkt machten Mutmassungen und Spekulationen bereits die Runde. Die *Frankfurter Rundschau* gab bekannt, worum es in dem Compliance-Verfahren ging: «Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werfen ihm [Reichelt] Machtmissbrauch vor, Nötigung, Mobbing und Ausnutzen von Abhängigkeitsverhältnissen.» Ein als Zeuge gegen Reichelt von der *Frankfurter Rundschau* aufgerufener «Medienethiker» namens Tanjev Schultz lieferte umgehend eine perfekte Ferndiagnose: «Psychosozial betrachtet, kann die Arbeit bei so einem Boulevardblatt offenbar mit einer narzisstischen Kränkung einhergehen, die zu dem Impuls führt, andere Menschen fertigzumachen.» Reichelts «Vergangenheit als Kriegsreporter», sein «breitbeiniges Auftreten», so der «Medienethiker», würden gegen ihn sprechen.

Wenig später präzisierte die Hamburger *Zeit* die Vorwürfe. Reichelt stehe «wegen möglichen Machtmissbrauchs gegenüber Frauen unter Druck», er soll «Frauen schlecht behandelt und seine Macht missbraucht haben», indem er sie «im Zuge von intimen Beziehungen beruflich erst hochgelobt und später runtergeputzt» habe. Immerhin: Von «missbrauchten Mitarbeitern»

war keine Rede mehr, es ging nur noch um Frauen, also Mitarbeiterinnen. Die *Zeit* enthüllte auch, wer den Stein ins Rollen gebracht hatte: ein Mann, der Schriftsteller Benjamin von Stuckrad-Barre, der «zeitweilig eine Beziehung» mit einer Reichelt-Mitarbeiterin gehabt haben soll.

Nachdem Reichelt die Bewerbung einer Moderatorin mit chinesischem Hintergrund für *Bild* TV abgelehnt hatte, verbreitete Stuckrad-Barre über Whatsapp, Reichelt sei «ein übler Rassist, Sexist, rechtsnationaler Hetzer. Weiss jeder. Klar. Aber ich habe es jetzt schwarz auf weiss: «Julian will keine Chinesen»».

Wie in solchen Fällen üblich, dauerte es eine Weile, bis aus dem Schneeball eine Lawine wurde, die nun auf *Bild* und den Springer-Verlag zurollt. Es könnte sein, dass ein paar alte «Freunde» offene Rechnungen mit Reichelt begleichen wollen, der *Bild* auf einen knallharten Anti-Merkel-Kurs geführt hat; möglich ist auch, dass sie «Reichelt» sagen, aber Döpfner meinen, den Chef des Springer-Verlags, der bis jetzt loyal zu Reichelt gehalten hat. Der einzige «Zeuge», der sich öffentlich zu Wort gemeldet hat, ist Stuckrad-Barre, den, das weiss jeder, ein hypertrophes Ego auszeichnet.

Das Ganze hat auch mit dem Zeitgeist zu tun, mit der Abschaffung der Unschuldsvermutung und der Umkehr der Beweislast in Fällen sexueller Belästigung. Haben Polizei und Gerichte lange Jahre eine erstaunliche Milde gegenüber Vergewaltigern praktiziert, schlägt das Pendel inzwischen zur anderen Seite aus. Der beschuldigte Mann muss beweisen, dass er zu Unrecht beschuldigt wird.

## Sofort umstellen

Nr. 11 – «Veganes Essen macht uns zu Kannibalen»  
Udo Pollmer über Fleischverzicht

Peinlich, sehr peinlich, oberpeinlich! Erneut ein kläglicher Versuch, über die Missstände und das Tierleid in der Landwirtschaft hinwegzutäuschen, verursacht durch den Fleisch- und Milchkonsum. Dieser Bericht lässt den Verdacht aufkommen, dass tierische Proteine bei gewissen Leuten tatsächlich dem Gehirn nicht gut tun. Sofort auf vegan umstellen, Herr Pollmer, und schauen, ob bald Besserung eintritt.

Ruth Gerber, Thun

## Ohne Wenn und Aber

Nr. 11 – «Amherds Kinderkrippen-Armee»  
Hubert Mooser über die Schweizer Armee

Es wurde mehr als Zeit für diesen lesbaren, verständlichen und notwendigen Überblick über den unsäglichen Zustand unserer Armee. Heute ist weder eine Mobilmachung noch ein Einsatz gemäss Bundesverfassung Art. 58 möglich. Es fehlt an allem und an allen Ecken und Enden. Und die Absichten der VBS-Chefin Viola Amherd sowie die Vision 2030 des Quereinsteigers und Armeechefs Thomas Süssli lassen nichts Gutes erahnen für unsere Sicherheit. Im Gegenteil. Das Ende naht, und die GSoA und die Linken freut's. Dabei war die Armee einst das notwendige Rückgrat und Fundament unseres Landes. Und die Zukunft braucht sie wieder ohne Wenn und Aber. Hermann Graf, Pfäffikon

Fakt ist, dass die Politik keine Ahnung mehr von der Armee hat und die Armee keine Ahnung von Politik. Vorbei die Zeiten, als unsere Nationalräte Wirtschaftsführer und Regiments-

kommandanten waren. Politik und Armee haben von der Kampfjet-Abstimmung nichts gelernt. 49,9 Prozent, die Hälfte der Abstimmenden, wollen keinen neuen Kampfjet. Die gesellschaftlichen Sicherheitsbedürfnisse haben sich mit Digitalisierung und Globalisierung fundamental geändert. Es braucht keine Armeeabschaffer mehr, wenn die unsäglichen Rüstungsprojekte wie Führungs- und Informationssystem, Duro-Motoren, Hightech-Mörser, Drohnen-, Rüstungs- und Maskendebakel, Personalintrigen und fragwürdige Beförderungen sowie Spesen-skandale nicht aufhören. Es gilt, eine allgemeine Bürgerdienstpflicht einzuführen, zumal Mann und Frau in der Verfassung gleichgestellt sind. In unserer alternden Gesellschaft fehlen 2030 30 000 Alterspflegende. Das sind gesellschaftliche Sicherheitsbedürfnisse, die dringende Antworten finden müssen. Roger E. Schärer, Trin Mulin

## Happy Birthday, Corona

Nr. 11 – «Hurra, wir leben noch»  
Editorial von Roger Köppel zur Corona-Politik

Ein Jahr ist es her, seit die Weltpolitik über Nacht den Verstand verlor. Ein Jahr ist es her, seit die Politik auf der Basis eines unzulässigen Glückstests sogenannte Fallzahlen erfand, Ursache und Wirkung verdrehte und auf Trug gestützt eine Gesundheitsdiktatur installierte. Die Mortalitätsrate 2020 bestätigt dies. Dem wollen wir gedenken. Bürger, wisse: Alle verordneten Massnahmen verletzen Menschenrecht und -würde, sind diskriminierend und willkürlich. Sie verstossen gegen die Bundesverfassung. Dass die Polizei ohne Gesetzesgrundlage mitmacht, setzt dem Ganzen die Krone auf. Das ist einzigartig in der Geschichte der Schweiz! Zivilcourage ist die notwendige Antwort. Thomas Blaser, Hemishofen

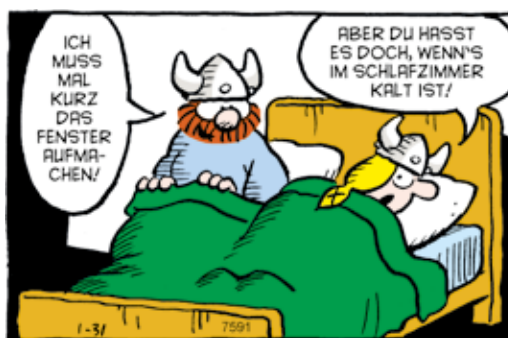
## Höherer Blödsinn

«Weltwoche daily» von Roger Köppel

In der «Weltwoche daily»-Ausgabe vom 17. März finde ich höheren Blödsinn, Schlagworte, Halbwahrheiten unter dem Motto: «Ach, wie sind die anderen alle so blöd!» Was geschieht, wenn die Epidemie aus dem Ruder läuft, zeigen uns die Bilder aus New York: Kühllastwagen für Leichen vor den Spitälern. In London Warteschlangen von Krankenwagen vor den Spitälern, ein Mann mit Beinbruch wartete sieben Stunden auf die Ambulanz. In Spanien fanden Desinfektionstrupps Altersheimbewohner tot in ihren Betten; das Pflegepersonal war geflohen. Dank der umsichtigen Politik unserer Regierung sind uns Szenarien wie hier beschrieben erspart geblieben. Impfgorgie? Eine Impfung spiegelt dem Körper eine Infektion vor, wobei die Nebenwirkungen deutlich geringer sein müssen als die Auswirkungen der Krankheit. Dies ist selbstverständlich bei den vorhandenen Impfstoffen gegeben, die Entwickler sind ja nicht blöd. Impfungen sind derzeit die wirksamste Massnahme zur Eindämmung der Pandemie. Testorgie? Nein, Massentests zur Identifikation der symptomlos Angesteckten, damit man diese gezielt isolieren kann, um den andern mehr Bewegungsfreiheit zu geben. BAG gleich Bundesamt des Grauens? Blöder Spruch und nicht mal originell. Die Schweiz ist bis jetzt recht gut durch die Pandemie gekommen, die umliegenden Länder haben strengere Massnahmen.

Martin Niederhauser, Bowil

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.





James Levine (1943–2021)  
Elsa Peretti (1940–2021)



Meister der polierten Oberfläche: Star-Dirigent Levine.

James Levine ist tot. Er ist mit erst 77 verstorben. Vor sechs Jahren wäre die Klassikwelt stillgestanden. Dirigenten werden ja angeblich uralte. Und der aus Cincinnati stammende dicke Jungstar mit dem lockigen Haar, der in vier Jahrzehnten zum Mogul der Metropolitan Opera herangereift war, galt damals, obwohl gesundheitlich angeschlagen, immer noch als «America's Top Maestro». Kein anderer hatte im Land ohne wirkliche klassische Musik-DNA sich so lange an einem Posten so viel Macht erspielt. An der Met dirigierte Levine mehr als 2500 Aufführungen von 85 Opern.

Wie ein Sonnenkönig hatte der Mann am Grabenschaltelpult des wirkungsmächtigsten Musiktheaters weltweit auch seine Mätressenwirtschaft der besonderen Art gepflegt. Das wussten viele – gesagt, geschrieben hatte es keiner. Dann brachen Anfang Dezember 2017 die Dämme, als ruchbar wurde, dass die Polizei von Illinois seit 2016 gegen Levine wegen des Verdachts auf Missbrauch eines damals Fünfzjährigen ermittelte. Der an den Rollstuhl gebundene Dirigent hatte am selben Nachmittag – Ironie des Schicksals – eine letzte Vorstellung des Verdi-Requiems geleitet. Es sollte seine eigene Totenmesse als Musiker sein.

Auch wenn es in der Folge nie zu einer Gerichtsverhandlung kommen sollte, der von der Met geschasste Über-Maestro war vom wächsern gewordenen Pultgott zur verachtenswerten Person geworden – ein Hasssymbol der MeToo-Bewegung.

Keinem anderen Klang-Generalissimus sind so schnell sämtliche Schulterklappen globaler Anerkennung abgerissen worden. 2019 kam es trotzdem zu einer millionenschweren aussergerichtlichen Einigung, denn Levines Vertrag sah eine Kündigungsklausel aus moralischen Gründen gar nicht vor. Dabei war der von Kindheit an von seiner Mum auf eine Klassikkarriere getrimmte Klaviervirtuose aus Ohio so ein Sonnenscheinchen gewesen. 1953 feierte er mit dem Cincinnati Symphony Orchestra sein Debüt als Dirigent. George Szell brachte ihn zum Cleveland Orchestra. 1973 bis 1993 leitete er das Ravinia-Sommerfestival. Levine war in den achtziger und neunziger Jahren Opernkönig der schönen Welt in New York, Salzburg und Bayreuth, der nur noch Karajan über sich hatte.

Denn er war ein Meister der polierten Oberfläche. Dieser Universalist konnte Mozart und Wagner, Verdi und Berlioz, Berg und Strawinsky, Puccini und Offenbach. Wunderbar tönnte sein Met-Orchester, souverän hatte er die von ihm auf Händen getragene Sängerschar im Griff. Im Konzert überzeugte er weniger. 1999 bis 2004 war er ein blasser Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, auch beim Boston Symphony Orchestra erfüllten sich 2004 bis 2011 die Erwartungen nicht. Wie sein Arzt nun am 17. März bestätigte, ist James Levine bereits am 9. März in Palm Springs gestorben. «Die Metropolitan Opera ehrt das Andenken an ihn», heisst es knapp von seinem ehemaligen Arbeitgeber. Manuel Brug

Es ist egal, was du erschaffst, wenn du keinen Spass hast.» So beginnt «Party Girl» von Michelle Gurevich. Vermutlich dachte die kanadische Sängerin/Songschreiberin an Elsa Peretti. Die Italienerin hat viel geschaffen. Und eine Menge Spass gehabt. Sie war Party-Girl und Model. Aber auch Tiffanys erfolgreichste Schmuckdesignerin – bis zu 10 Prozent der Umsätze des New Yorker Juweliers wurden mit ihren Entwürfen erzielt.

Geboren am Tag der Arbeit 1940 in Florenz als jüngste Tochter von Ferdinando Peretti, dem Gründer der Öl- und Energie-Gruppe API, hatte sie das Leben einer Müssiggängerin vor sich. Doch sie lehnte sich gegen die wertkonservativen Vorstellungen der Eltern auf, zog erst nach Barcelona zu den schicken Linken, die gegen den spanischen Diktator Franco waren. Später nach New York, wo sie als Begleiterin des Modemachers Halston zur *beau monde* der Stadt sowie zum «Studio 54»-Set gehörte. Sie hatte eine wilde Seite. Und dass sie ein paar Jahre hauptsächlich von Wodka und Kokain gelebt haben soll, machte ihre Auftritte nicht zahmer. Andy Warhol widmete ihr viele Tagebucheinträge. Nachdem er miterlebt hatte, wie sie im erwähnten Nachtclub austickte, notierte er: «Es war genug, um den Rest des Lebens zu Hause zu bleiben.»

Was mit zunehmendem Alter auch die Peretti öfter tat. Ihr Zuhause war, ihrem Stil entsprechend, ein verfallenes Anwesen in einem verlassenem Dorf Kataloniens, Sant Martí Vell. Ihre Häuser sowie das Dorf liess sie während Jahren restaurieren. Unter anderem mit den 47 Millionen Dollar, die ihr Tiffany 2012 bezahlte, als die Zusammenarbeit um zwanzig Jahre verlängert wurde. Vergangene Woche ist sie dort gestorben, im Schlaf. Sie war nie verheiratet, hatte keine Kinder. «Leute werden so schnell vergessen», sagte sie oft. Mark van Huisseling



Wilde Seite: Designerin Peretti.

# Auf dem Weg zur Rentiers-Gesellschaft

Die Corona-Krise lockert den Zusammenhang zwischen Arbeit und Einkommen.



Das Vermögen der Schweiz wächst und wächst. Der Kapitalstock von Privaten und Staat nimmt im Vergleich mit dem Einkommen seit rund zehn Jahren so stark zu, dass man sich fragt: Was ist in uns gefahren? Bis zur Jahrtausendwende hatte das Nationalvermögen der Schweiz fast hundert Jahre lang immer ungefähr das Fünffache eines jährlichen National-einkommens betragen. Der Netto-Kapitalstock – also abzüglich Schulden – war, grob gesagt, jeweils etwa so gross wie fünf Jahreslöhne.

Nach der Finanzkrise 2008/09 rauschten die Zahlen aber nach oben bis jüngst auf mehr als das Siebenfache eines Nationaleinkommens, wie dies aus Untersuchungen von Enea Basaglia von der Universität St. Gallen und Isabel Martinez von der KOF/ETH Zürich hervorgeht.

Der spontane Gedanke: Das ist doch eine super Entwicklung! Es verbleibt offenbar zunehmend mehr Geld auf der hohen Kante, das Land wird wohlhabender, obwohl man seine Lebensweise doch gar nicht spürbar geändert hat. Ein wachsendes Vermögen erzeugt unwillkürlich ein gutes Gefühl, weil man sich darunter eine Art dicker werdende Reserve vorstellt, von der man immer ein wenig zehren kann, erst recht im Notfall.

Zweiter Gedanke: Es ist vielleicht doch nicht nur erfreulich, wenn der Kapitalstock im Vergleich zum Einkommen grösser wird. Die Untersuchung der KOF zeigt, dass das Vermögenswachstum vor allem durch Kapitalgewinne bei Immobilien und etwas weniger stark bei Finanzanlagen getrieben ist, also durch eine Aufwertung, die eher von aussen kommt als durch eigene Anstrengungen.

Klar, steigende Bodenpreise können auch auf eine gute Politik und erfolgreiches Wirtschaften zurückzuführen sein. Die Bodenrenten quasi als Spiegel der Lebensführung. Aber da die Kapitalgewinne bei Immobilien in zahlreichen Ländern ähnlich sind, auch in solchen mit unsolider Politik, dürften die Aufwertungen eher mit der fast überall exzessiv lockeren Geldpolitik zusammenhängen. Das heisst: mit einer Aufblähung, einer Inflation in diesen Vermögenssegmenten, die jene Anleger begünstigt, die da investiert sind.

Das ist eine Art von Renteneinkommen, das politisch brisant ist und Debatten über die Vermögensverteilung anheizt. Bereits vor der Corona-Krise hat der deutsche Ökonom Clemens Fuest, Chef des Münchner Ifo-Wirtschaftsforschungsinstituts, im Gespräch mit der *Weltwoche* gesagt, der sogenannte Rentiers-Kapitalismus sei ein aufkommendes Thema. Wichtig für die öffentliche Haltung gegenüber Ungleichheit in der Vermögens- und Einkommensverteilung sei die Frage, wie das Einkommen zustande komme: ob durch eigene Anstrengung oder durchs Einnehmen von Renten.

Wie sieht es heute aus? Verlieren Leistungsanreize und Leistungsbereitschaft in der Gesellschaft an Bedeutung? Geht es in Richtung Rentiers-Gesellschaft, in der das Einkommen immer weniger mit Leistung zu tun hat? Gemeint sind aus dieser Sicht nicht nur Eigentümer, die primär von Erträgen aus ihrem Vermögen leben, sondern auch die wachsende Gruppe mit sozialpolitisch garantierten Rentenansprüchen. Auch all die Interessen-

gruppen, die vor dem Wettbewerb geschützt und damit subventioniert werden, Umverteilung, Staatsgarantien geniessen, zählen so gesehen zum Rentiers-Lager.

Die Corona-Krise hat die Entwicklung in Richtung Rentiers-Gesellschaft beschleunigt. Die vielen Milliarden Franken zur Stützung der Schweizer Wirtschaft machen Hunderttausende zu Rentenempfängern, die vorher den Lohn für ihre Arbeitsleistung erhalten haben: Kurzarbeit, Arbeitslosengeld, Verdienstausschüttung, Unterstützung auch für Selbständige, die Unternehmerblut haben – die Politik hat riesige Gruppen sozusagen zu Neurentnern gemacht. Für die Wirtschaft wäre es eine grosse Belastung, wenn sie sich daran gewöhnen würden und daraus allenfalls Forderungen nach einem bedingungslosen Grundeinkommen ableiten würden.

## Wirkliches Wachstum

Auf Kommunalfahrzeugen der Stadt Zürich steht plakativ in grossen Buchstaben: «Endlich Arbeit, die wirklich zum Wachstum beiträgt. Bewirb dich jetzt: [stadt-zuerich.ch/gruene.jobs](http://stadt-zuerich.ch/gruene.jobs)». Gemeint sind die Arbeitsplätze zur Pflege des öffentlichen Grünraums in der Stadt. Aus dieser Sicht ist der Spruch auf der Autotür direkt verständlich: Man trägt zum Pflanzenwachstum bei. Aber die Botschaft lässt mindestens zwei weitere Deutungen zu. Erste: Die nicht-grünen Arbeitsstellen draussen in der konventionellen Wirtschaft tragen zu einem falschen Wachstum bei. Zweite: Die grünen Jobs bei der Stadt treiben das Staatswachstum an, und das ist, was man wirklich will.

# LITERATUR UND KUNST

Frank Zappa  
lebte seine Widersprüche  
bis zum Exzess.  
*Jean-Martin Büttner, Seite 59*

Herausgegeben von Daniel Weber

Kay Sage, *Small Portrait*, 1950 – Es gibt diese vier kantischen Fragen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch? Sie dringen zwar ziemlich tief in das unübersichtliche Dickicht des Menschseins, aber eine wesentliche Frage fehlt: Wer bin ich?

Der Mensch ist ein Puzzle, ein Sammelsurium von Versatzstücken, die er zeit seines Lebens zu einem ganzen Bild zusammenzufügen versucht, in der Hoffnung, sich selbst auf die Spur zu kommen und vielleicht ein wenig mehr zu haben als nur eine Ahnung, wen er sieht, wenn er in den Spiegel guckt. Das flüchtige Ich ist wie eine Feder im Wind, die man mit seinen Händen fangen möchte. Es tänzelt um einen herum, ist fern und nah zugleich, streift die Hände, die es fassen wollen, und bleibt doch ungreifbar. Es ist nah, vertraut und doch unerreichbar fremd, und das wenige an Identität, das sich ein Mensch durch sein Handeln, Denken und Fühlen zusammenbastelt, ist kaum mehr als ein auf kondensierter Luft gebautes Haus.

Manchmal genügt nur schon ein kräftiger Windstoss, um es in sich zusammenfallen zu lassen. Kay Sages (1898–1963) – aus wohlhabendem Hause, verheiratet einst mit einem italienischen Grafen, dann mit ihrer Kunst – Implosion war die Liebe zum Maler Yves Tanguy. Sie teilten alles, Bett, Atelier, Seele, den Surrealismus. Sie fanden ihr Ich widergespiegelt im jeweils anderen und sahen ihre Gesichtszüge in den Augen des Gegenübers. Das klingt nach grossem Liebesglück, aber ihre Realität war eine andere. Tanguy floh jeden Tag in den Rausch und Sage trotzdem zu ihm hin; beide tragisch unfähig, sich selbst ohne den anderen wahrzunehmen.

Tanguy starb an einem Hirnschlag, Sage acht Jahre später, fast vollständig erblindet. Ihr Augenlicht reichte gerade noch, um einen Revolver zu erkennen und den Abzug zu finden. Nicht aber die Antwort auf die Frage: Wer war ich?

*Michael Bahnerth*



*Der Mensch ist ein Puzzle.*

# Schon wieder verfehlt

Zum dritten Mal in Folge möchte Sloterdijk dem Gottesglauben die ideologischen Tricksereien austreiben – und schon wieder steht er ratlos in der Arena.

Matthias Matussek

**Peter Sloterdijk:** Den Himmel zum Sprechen bringen. Über Theopoesie. Suhrkamp. 352 S., Fr. 39.90

Für uns, die wir dem seit Aristoteles nicht abwegigen Gedanken anhängen, dass die Schöpfung nicht aus dem Nichts kommt, sondern einen Schöpfer voraussetzt, einen ersten Beweger, birgt Peter Sloterdijs «Theopoesie» mit ihrem gigantischen Bildungsschweif, ihrer wortreichen, hochpolierten Siegerprosa einen beträchtlichen Anlass zur Enttäuschung – wobei die Ent-Täuschung, so verstehe ich die Zwischenrufe an dieser Stelle, ja geradezu Programm seiner Unternehmung sei.

Aber was ist gewonnen mit einer Forschungs-expedition, deren Ergebnis von vornherein feststeht? Nämlich, dass da kein Gott ist. Es gibt nur eine literarische Strategie von bestenfalls poetischer Schönheit und ansonsten eine vernunftfeindliche Verschwörung von Ekstatikern und Verrückten zugunsten listiger Herrschaftsbestätigung. Aber das wissen wir doch seit Karl Marx und Ludwig Feuerbach, diesen Titanen der Aufklärung, deren Entgötterungsleistung und Aufklärungsarbeit die Emanzipation des Menschengeschlechts und die Auftragslage der Todesfabriken in schwindelnde Höhen geschraubt hatten.

## Metaphysische Ingenieurssprache

Worin liegt der Sinn dieses gigantischen und wortreichen Zirkelschlusses, der sich mit der Feststellung begnügt: Gott gibt es nicht, weil es ihn nicht gibt, und den Menschensohn, diesen Jesus, auch wenn er historisch verbürgt ist, erst recht nicht? Aber eine Frage bleibt: Wie wollen wir, die wir dann schliesslich mit Sloterdijk aus dem Fiebertraum erwacht sind und endlich klar sehen, Mozarts göttlich-inspirierte Krönungsmesse begründen und wie «das Sanfte und das Gute», wie es in einem späten Gottfried-Benn-Gedicht heisst, das ausklingt mit den Worten «Ich [...] weiss es auch heute nicht und muss nun gehen»?

Wie wäre es, lieber Sloterdijk, mit ein wenig mehr Selbstbewusstsein und Wagemut, mit zu-

mindest nachempfindendem Verständnis für den kierkegaardischen Sprung in den Kreuzesglauben, ja für den mutigen Vorstoss zur eigenen Grenze und darüber hinaus?

Nun, die Gottesfrage lässt Sloterdijk nicht los, der Kampf ist ihm, dem einst lockeren Bhagwan-Jünger, geradezu zwanghaft geworden und ist durchaus skurril: In seinem Buch mit dem Rilke-Motto «Du musst dein Leben ändern» als Titel genehmigte er den Glauben allenfalls noch als vertikale Fitnessstrategie, in «Nach Gott» hatte er seine Gottabschaffungsversuche gesammelt auf den Markt gebracht und Verrisse geerntet. Nun will er «Den Himmel zum Sprechen bringen», was eine Irreführung ist, denn den bringt er ausdrücklich nicht zum Sprechen, sondern nur sich selber.

Wie in den Büchern zuvor klempnert der grosse Fabulierer mit Begriffen wie «religioid» oder «Epiphaniedruck», also in einer metaphysischen Ingenieurssprache, an seinem Problemfall herum, unter ewigem Bereitschaftsdienst des Kalauers, er fummelt herum an diesem Rätsel, das ihn irgendwie verrückt macht: am Rubik-Würfel des Glaubens.

Mir erging es bei der Lektüre des neuen Buches über die «Theopoesie» wie mit den Vorgängern: eine gewaltige Staubwolke, die zunächst begeistert, bis man mitkriegt, dass sie erzeugt wird, weil der Autor auf der Stelle tritt. Also: Anlass-Faszination, der schnelle Er-

müdung folgt über genau das, was die Rezensenten «stupende Belesenheit» nennen, die mich aber an die Technik des Bluffs erinnert.

Die Religion, schreibt Sloterdijk, sei «ein literarisches Produkt, mit dessen Hilfe die Autoren um Klienten auf dem engen Markt der Aufmerksamkeit von Gebildeten werben». Aber genau das macht er doch selber! Na gut, also, wir sind ganz Ohr. Aber: Über die Entstehung des christlichen Weltentwurfs (der nebenbei die Aufklärung und Sloterdijk erst möglich machte) aus der platonischen Idee, die ins Johannes-Evangelium Eingang fand («Am Anfang war das

*Der Kampf ist ihm, dem einst lockeren Bhagwan-Jünger, geradezu zwanghaft geworden.*

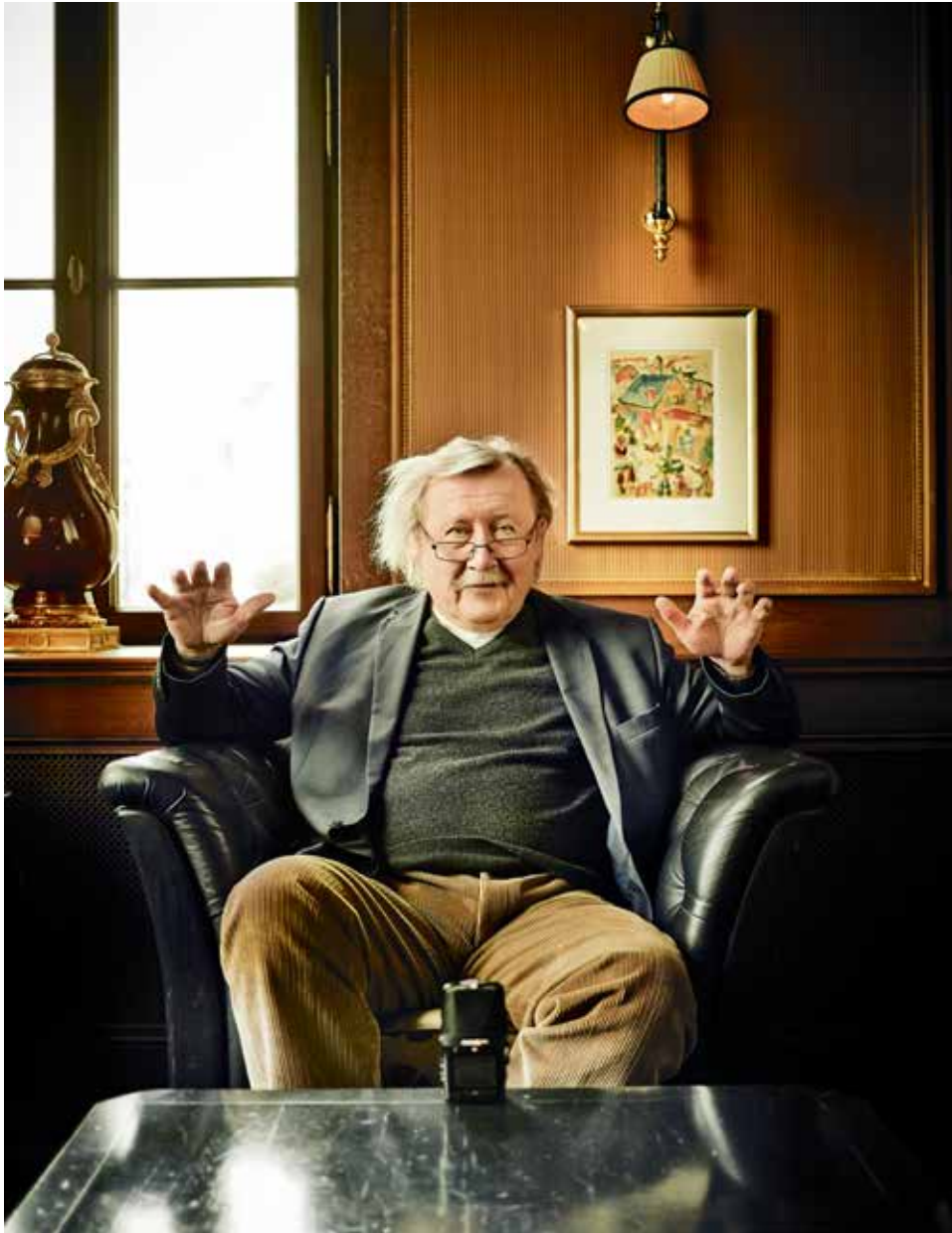
Wort»), ist doch schon in extenso geschrieben worden. Erst der Geist, dann die Materie. Erst der Schöpfer, dann die Welt.

Ebenso über orphische und dionysische Kulte sind wir schon unterrichtet, vielleicht weniger über die Maskenmänner Melanesiens; aber über dies alles und die kosmologischen Märchen der Amazonas-Indianer hat doch Mircea Eliade in seiner «Geschichte der religiösen Ideen» schon seriös geschrieben, ohne Originalitäts-beziehungsweise «Epiphaniedruck», ja ohne dass diese Kulte noch einmal als polemische Belege für religiösen Mummenschanz zitiert werden müssten.

Sicher wäre es interessant gewesen, in der «schwach ausgeleuchteten Phase» zwischen Kreuzestod und Himmelfahrt, laut Sloterdijk Wochen voller Delirien und geisterhafter Wahrnehmungen, vor Ort gewesen zu sein. Auch wäre es spannend, den Völkerapostel Paulus nach dem Wegfall seiner von Sloterdijk vermuteten Delirien und Schauspielereien über seine Mission (immerhin mehrmals gesteigt, mindestens dreimal schiffbrüchig, eingekerkert, schliesslich getötet) befragen zu können. Aber wie will er heute wissen, ob es möglicherweise die Stimme des Herrn vor Damaskus nicht doch gab und Paulus' darauf folgenden Sturz vom Pferd? Im Übrigen, da



„Das sieht mir ganz nach einer Patientenmangelerscheinung aus...“



*Gewaltige Staubwolke:* Philosoph Sloterdijk.

es unterschiedliche Zeugenaussagen gibt: Ist eine innere Stimme weniger real?

### Biedermeier der Vernunftbeschwörung

Nein, der sonst so kühne Sloterdijk verrammelt sehr neuzeitlich die Tür vor dem Wunder, dessen Betriebsgeheimnis er zu wissen glaubt und das er in diesem Buch zu verraten verspricht wie einen Variété-Trick – aber warum wirkt das alles so wenig überzeugend, so vorlaut wie bei dem Schüler aus der ersten Reihe des Zeitgeistes, der aus dem Kichern nicht rauskommt?

Mit einer erfrischenden Spottlust hatte Sloterdijk einst die Bühne der Schulphilosophie als Schriftsteller betreten, die «Kritik der zynischen Vernunft» war von herrlicher Masslosigkeit, auch die folgenden Weltentwürfe wie «Sphären» oder «Im Weltinnenraum des Kapitals» waren Kulturdiagnosen, denen man sich gerne aufschloss – aber sein Gotteskomplex, mit dem er sich nun zum dritten Mal beschäftigt, um zum

dritten Mal abzurutschen, ist genau jene Handreichung zur heutigen «Seelendämmerung», die Sloterdijk nicht für ein düsteres Menetekel, sondern eine Kur hält.

Er hält das Sedativ des besserwisserischen Gutenachtonkels bereit, Nietzsches Verzweiflung über den «toten Gott» scheint an den Nietzscheaner Sloterdijk erstaunlicherweise völlig verloren – aber er hat sich nun mal dazu entschlossen, anders als sein leidendes Vorbild nichts mehr zu riskieren, existenzphilosophisch gesprochen. Er liebt es seit neuestem in der Mitte. Von «Querdenkern», liess er den *Spiegel* wissen, hält er ohnehin nichts (mehr). Er mündet ein in unser neues Biedermeier der Vernunftbeschwörung, der grenzenlosen (in diesem historischen Moment: grünen) Machbarkeit. Aber wie lässt sich jener Urmoment abendländischer Philosophie, nämlich Sokrates' Insistieren auf dem *eudaimon*, dem guten Dämon, ironisch abschütteln?

Jesus ist für Sloterdijk nur der göttliche «Performer», dem es gelingt, «seinen Text ex tempore zu sprechen». Dass seine irdische Existenz eine Erscheinung Gottes in Menschengestalt bezeugte, «galt als religiöses Standardereignis im Raum zwischen Nil und Ganges». Das liest sich wegwerfend lustig und noch fantastischer unsinnig. Im Vorbeigehen erledigt er Ernst Blochs messianisches «Prinzip Hoffnung» mit der Bemerkung: «Hoffnung kann kein Prinzip sein [...]» Ach ja?

Sicher, so Sloterdijk, bilde Religion notwendige Zusammengehörigkeit. Damit aber der Übergang von Kultgemeinschaften zu «Erfolgsteams unter pluralistisch-demokratischen Verfassungen» gelinge, erfordere es «eine nationalistisch drapierte «Wir-Fiktion»». «Der Begriff Nation bildet bis auf weiteres eine labile, semi-genealogische Metapher für das unverstandene Vermögen des Zusammengehörens [...]» Kanzlerin Merkel hat dieses «Wir» ebenfalls als Fiktion erkannt, und beide ignorieren, was der Clash der Zivilisationen, auch in der Gottesfrage, realiter bedeutet.

### Jenseits- und Diesseitspraktiken

Ausgerechnet Sloterdijks Nemesis, der Marxist Jürgen Habermas, hatte 2001 in seiner Friedenspreis-Rede der religiösen Wahrheit seinen Respekt nicht verweigern wollen, die uns immerhin ein «Bewusstsein von dem vermittele, was fehlt». Davon ist in Sloterdijks «Theopoesie» rätselhafterweise nichts zu spüren. In seinem Parforceritt kreuz und quer durch die Glaubensgeschichte wimmelt es dafür von schlampigen Analogien. Da wird der grosse Alexander in seinen Ehrentiteln «Sohn des Zeus» genannt, und schon sind wir bei Jesus, der den Allmächtigen «Vater» nennt – und damit will Sloterdijk bewiesen haben, dass es mit dem Christentum nichts Neues unter der Sonne gibt. Doch halt, vielleicht das: Nach über 2000 Jahren sind Zeus-Tempel in unseren Grosstädten relativ spärlich vertreten, während christliche Gotteshäuser doch eine erstaunliche Resilienz zeigen.

«Von einer feindlichen Übernahme des Heiligen durch das Profane kann nicht die Rede sein», schreibt er, «eher von einer freundlichen Hinnahme des Allzuernsten.» Nun, die herablassende «freundliche Hinnahme» wird gleich im nächsten Satz aufgekündigt, wo vom «religioiden» Halluzinieren, Rezitieren, Reinszenieren geschrieben wird. Er schliesst mit den Worten: «Was «Religion» hiess, war seit je ein «joint venture» aus Jenseits- und Diesseitspraktiken, nicht selten mit extravaganten und theatralischen Zügen ausgestattet.» Hm. Klingt irgendwie cool. Na dann.

Sloterdijks beträchtliche Herabsetzungslust hat es nicht verdient, ernsthaft unterboten zu werden, dennoch begnügen wir uns damit, knapp und schmutzig zu bilanzieren: unfassbar geschwätzig und erneut vergeblich.



Das ging natürlich gar nicht: Provokateurin Vilar.

## Mensch, Esther

Birgit Kelle

Alex Baur: Unerhört – Esther Vilar und der dressierte Mann. Elster & Salis. 144 S., Fr. 25.90

Als 1975 im deutschen Fernsehen der legendäre Showdown «Alice vs. Esther» im WDR stattfand, wurde ich gerade erst geboren. Am erstaunlichsten ist aus heutiger Sicht, dass Schwarzer und Vilar es geschafft hatten, 45 Minuten hart zu diskutieren, ohne sich zu prügeln oder abzubrechen – und das ohne Moderation! Schon damals der Vorwurf: «Sie sind nicht nur Sexistin, sondern auch Faschistin.» Diese Vilar war einfach unerhört!

Und so passt der Titel von Alex Baur sprachgewaltiger und nahezu liebevoller Biografie recht gut: «Unerhört». Der Wortsinn darf ruhig doppeldeutig stehen bleiben, denn bis heute hat man Esther Vilar und ihre Thesen vom dressierten Mann nicht erhört. Bis heute sind wir feministisch keinen Schritt weiter. Die Frau als ewiges Opfer? Die inzwischen 85-jährige Vilar entlarvte dies dankbare Mantra der feministischen Bewegung bereits in den siebziger Jahren als falsch. Frauen als raffinierte Täterinnen

statt Schuld von System und Patriarchat? Das ging natürlich gar nicht.

Obwohl sie den Mann als verweichlichten Kerl nicht schonte, fühlten sich die Herren von ihr «verstanden». Mit ihrer Kernthese, gemäss der die Frau weder unterdrückt noch benachteiligt sei, sondern sich vom Gatten durchbringen lasse, indem sie den Zugang zu Sex und Fortpflanzung kontrolliere, war sie argumentativ nahe dran an den unterforderten «Latte-machiato-Müttern», wie sie die deutsche Feministin Bascha Mika über vierzig Jahre später in ihrem Bestseller «Die Feigheit der Frauen» nachzeichnete. Der Unterschied: Mika unterstellte den Frauen nicht Raffinesse, sondern schlicht Feigheit.

Es war das Instinktive, das Gut-Beobachten, das Vilars Erfolg ausmachte; dass sie unbekümmert beschrieb, was sie sah, nicht vor-

*Zielsicher hatte sie die Achillesferse der Frauenbewegung erkannt.*

schrieb, was sein sollte. Aber es gilt auch: keine Feministin ohne Prägung. Hört man sie selbst oder eher den Ausruf ihrer Mutter: «Da könnte ich mich ja gleich prostituieren!» auf die Frage, warum jene die kleine Esther alleine durch-

brachte, statt die Alimente des treulosen Vaters anzunehmen, wenn sie Hausfrauen kritisiert, die eine «Laufbahn als Prostituierte» einschlagen?

### Über den Bauch

Sie hielt Geschlechterrollen für anerzogen, forderte und lebte mit Mann und Sohn schon in den Siebzigern genau jenes Fifty-fifty-Modell mit braver Aufteilung von Erwerbsarbeit und Kindererziehung, für das sie bis heute jede deutsche Familienministerin sofort mit einem feministischen Fleisskärtchen belohnen würde. Natürlich scheiterte auch sie an dem Modell «Karrierefrau mit Hausmann», ihre Ehe wurde 1975 auf dem Zenit ihres Erfolgs geschieden.

Zielsicher hatte Vilar aber die Achillesferse der Frauenbewegung erkannt: Schon Simone de Beauvoir beschäftigte sich nur mit dem Feindbild Mann, statt das Wesen der Frau zu analysieren. Beauvoir, Schwarzer, Betty Friedan, Germaine Greer: Sie wollten alle über den Kopf überzeugen, Vilar schlug emotional über den Bauch ein.

Baur zeichnet die ganze Lebenslinie der eigenwilligen Ärztin Margarita Esther Vilar, geborene Katzen, aus Buenos Aires nach. Tochter der deutsch-jüdischen Migranten Anna Schindler und Fritz Katzen, die 1932 mit wenig, aber einem Klavier im Gepäck in Ar-

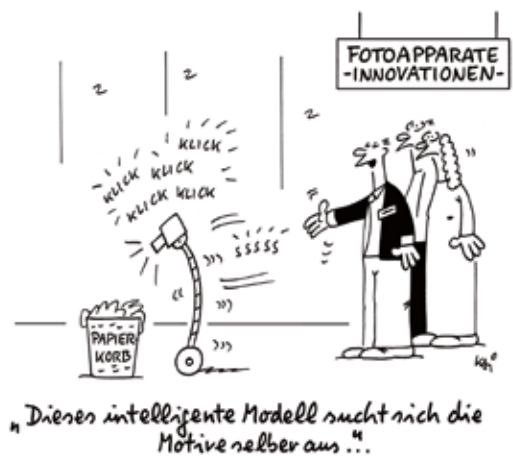
gentinien ihr Glück suchten. Baur bettet ihre Lebensgeschichte in den historischen Rahmen der letzten Kriegsjahre ein, die sie mit ihrer Mutter als Sechsjährige bei Nürnberg erlebte, und der Rückkehr nach Argentinien bis zur erneuten Zeit im Deutschland der siebziger und achtziger Jahre, in der alles gleichzeitig möglich schien: die Pille, die Revolution, das Wirtschaftswunder und der Sozialismus. Die späteren Jahre als anerkannte Dramatikerin, deren erfolgreichstes Stück, «Die amerikanische Pöpstin», bis heute gespielt wird.

Grossartig, wie Baur ihren Auftritt auf der Weltbühne über den Weg einer überdrehten österreichischen Familien-Fernsehsow aufleben lässt. Mitten in die Überreiztheit hochtoupierter Haare und des immer etwas zu tiefen Ausschnitts einer Vivi Bach platzte wie ein Fremdkörper diese schulmädchenhafte, zarte Maus Vilar in die Sendung «Wünsch dir was» und erklärte den Männern in mechanischem Monolog deren Versklavung durch die Frau. Nur als Notlösung für die erkrankte australische Feministin Greer eingeladen, löste sie gleich ein Erdbeben aus.

### Sie blieb ein Rätsel

In der kollektiven Erinnerung ist jene Esther Vilar vor und nach dem «Dressierten Mann» verblasst oder war nie bekannt. Die Presse kolportierte mehr Fiktion denn Fakten. Sie wiederum nutzte das Fernsehen, den Boulevard, die Tumulte grandios. Finanziell war die Nummer ein voller Erfolg, der schwappte auch in die neue Wahlheimat Schweiz über, wo gerade heftig die Einführung des Frauenwahlrechts diskutiert und beschlossen wurde, weil nicht einmal alle Frauen unbedingt ein Wahlrecht dringend gefordert hatten. Wie passend zu Vilars Thesen von der «Lust an der Unfreiheit», so der Titel eines Folgebuchs.

Immer wurde ihr vorgeworfen, kein politisches Konzept zur Frauenfrage zu besitzen. Man könnte auch sagen: Zeitlebens blieb die sture Einzelgängerin Vilar dem Aktivismus der Frauenbewegung ein Rätsel, weil sie sich in einem grundlegend unterschied: Sie wollte die Menschen gar nicht umerziehen.



## Anpacken, um die Welt zu retten

Peter Nobel

Klaus Schwab (mit Peter Vanham): Stakeholder Capitalism. A Global Economy that Works for Progress, People and Planet. Wiley. 304 S., Fr. 36.90

Stakeholder-Kapitalismus? Da kann es ja nur um einen Ausbruch aus dem Shareholder-Kapitalismus, der ausschliesslichen Konzentration auf die Aktionäre, gehen, wie viele Juristen sie der Einfachheit halber verteidigen. Die Öffnung hat auch der einflussreiche amerikanische Business Roundtable zur Konsternation vieler verkündet. Es soll also das Interessenspektrum rund um die Unternehmensorganisation verbreitert werden.

Das Buch könnte damit auch ein juristisches sein, was es, dem Titel zum Trotz, nicht ist. Es ist aber, ausweislich der Dankesbekundungen an den Vater, getragen vom deutschen ordoliberalen Nachkriegsgedanken des umfassenden gemeinsamen Anpackens. Es ist alles andere als ein antiquierendes Buch, zeichnet historische Entwicklungen und Bedingungen jedoch in geschickten Strichen nach und charakterisiert im ersten Kapitel die letzten 75 Jahre als Zeit von globalem Wachstum und grosser Entwicklung, so auch des WEF.

Das Buch sieht sich als ein um «Menschen und Planet» zentrierter Zug durch die moderne Welt und ihre an Zahlen orientierte Wirtschaft. Es ist mit seinen missionarischen Mahnungen, dass man «es» besser und verantwortlicher machen könnte und heute schon schlicht müsste, ein faszinierendes Buch, das als Botschaft einen tiefen Eindruck hinterlässt.

Von der heutigen Welt wird ein relativ düsteres Bild gezeichnet, das der Autor dem (etwas überzeichneten) Shareholder-Kapitalismus, vor allem aber der Bruttoinlandsprodukt-Gläubigkeit als Wohlstandsmesser zuschreibt. Für Ersteres muss einmal mehr Milton Friedman herhalten, hat er doch 1970 im *New York Times Magazine* getitelt: «Die soziale Verantwortung der Unternehmen besteht darin, ihre Profite zu steigern.» Die Endbemerkung wird nur selten gewürdigt, die da hiess, dass dies nur unter einer Bedingung gelte: «Die Unternehmen halten sich an die Spielregeln, d. h. sie beteiligen sich am offenen und freien Wettbewerb ohne Täuschung und Betrug.»

Für die Unvollkommenheit des BIP als Wohlstandsmesser steht im Buch der (1985 verstorbene) Ökonom Simon Kuznets, dessen Fluch (*Kuznets' curse*) auf uns lastet, da er die Unvollkommenheit des BIP als allgemeinen Wohlstandsmesser gerügt habe und man diesen Massstab heute als «wartime metric» (Coyle) betrachten müsse. Kuznets hat auch gezeigt,

dass tiefes Wachstum die Ungleichheit erhöhe. Eine Umorientierung wird am Beispiel Neuseelands demonstriert, das vier Kapitalarten in das Living Standards Framework integriere: Natur, menschliches, soziales und finanzielles Kapital.

Was Stakeholder-Kapitalismus bedeutet, ist nicht einfach festzulegen. Der Autor sagt: «In diesem System werden die Interessen aller Stakeholder in Wirtschaft und Gesellschaft berücksichtigt, Unternehmen optimieren mehr als nur kurzfristige Gewinne, und Regierungen sind die Wächter über Chancengleichheit, gleiche Wettbewerbsbedingungen und einen fairen Beitrag und eine faire Verteilung an alle Stakeholder im Hinblick auf die Nachhaltigkeit und Inklusivität des Systems.» Das ist ein gewaltiges Programm.

Als Stakeholder, neben den Aktionären, werden Mitarbeiter, Gemeinwesen, Lieferanten, Regierungen und die Umwelt herausgestellt.

### Das Buch sieht sich als ein Zug durch die moderne Welt und ihre an Zahlen orientierte Wirtschaft.

Mir scheint, dass die Gläubiger als wesentliches Element fehlen. Jeder Stakeholder soll aber seinen Platz am Verhandlungstisch bekommen. Wie das organisatorisch zu machen ist, bleibt einstweilen noch ein Rätsel.

### Dezidiertes Enthusiasmus

Wie steht es mit der Umsetzung? Antworten lassen sich wie folgt erschliessen. Die Firmen dürfen nicht nur profitorientiert sein, sondern müssen auch «langfristige Wertschöpfung» anstreben. Die Zivilgesellschaft hat darauf zu achten, dass jede Organisation ein Ziel und eine «Mission» hat, der Staat soll «gerechten Wohlstand» anstreben (und auch Verantwortung vor allem für Bildung, Gesundheits- und Wohnpolitik übernehmen), die internationale Gemeinschaft steht als Friedensgarant.

Grosses Gewicht kommt dem Subsidiaritätsprinzip zu, und es wird mehr Wert auf Koordination als auf die Schaffung internationaler Standards gelegt (so für Technologie-Governance, Wettbewerb, globale Besteuerung). Global seien aber die Probleme von Klimaveränderung, digitaler Globalisierung und Marktkonzentration.

Massgebend sollen das Davos Manifesto 2020 und die «Stakeholder Capitalism Metrics» (Moynihan) werden, und es ist wahr, dass man allenthalben Gedanken zur Umstellung registrieren darf. Schwab will am Ende aber dezidierten Enthusiasmus für einen energischen, Stakeholder-orientierten Ausbruch aus Covid evozieren. Da bleibt aber noch so viel zu tun, dass die Energie vielleicht doch wieder ausgeht. Das Buch ist aber auf jeden Fall auskunftreich und vitalisierend. Juristen im Gesellschaftsrecht müssen sich auf die Socken machen.

## Begegnung

# Über das Unerhoffte

Kurt Steinmann

Es war ein stürmischer Herbsttag, als Lars Gustafsson in Luzern in einem nüchternen Saal aus seinen Werken vorlas. Viele Zuhörer waren gekommen. Das war nicht überraschend. Seit dem Roman über den sterbenden Imker wurden auch seine anderen Bücher viel gelesen. Nach der Lesung sass man noch zusammen. Im matten Schein des schlecht beleuchteten Raums blitzten die viereckigen Brillengläser auf, wenn der Dichter sich dieser oder jener beflissenen Frage mit jähem Kopfruck zuwandte.

Mit nachsichtiger Ironie ging er auch auf die ungeschickteste Frage ein. Gustafsson glich einem älteren Studenten, der schon zu viel wusste, um sich der lächerlichen Prozedur eines Abschlussexamens auszusetzen. Wohl um seine um eine Spur belegte Stimme zu schonen, richtete der Umworbene das Wort an mich, den Nächstsitzenden. Die verschlungenen Pfade unseres Gesprächs landeten auf einmal bei Heraklits Satz: «Ich habe mir selbst nachgeforscht» (B 101). Verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten wurden besprochen. «Ich habe mich selbst gesucht», schlug ich als exaktere Wiedergabe vor. «Aber noch besser wäre es, auch den ingressiven Aspekt des Aorists zu berücksichtigen», korrigierte Gustafsson, «also zu sagen: Ich machte mich auf die Suche nach mir selbst.»

Einige Monate später sass ich an einem etwas wackligen Brettertisch in einem wild wuchernden Garten unter weit ausladenden Ulmen- und Birkenästen. Die Schatten trieben ihr Gaukelspiel auf unsern Gesichtern, und ein wunderbar sanfter Wind strich über unsere Haut.

«Jetzt gibt es Schmetterlinge im Garten, das ist so schön!», unterbrach Gustafsson auf einmal das Gespräch, das locker und leicht, von Privatem ausgehend, eingesetzt hatte. «Und weisst du», fragte er mich, «dass das griechische Wort für <Schmetterling> dasselbe ist wie für <Seele>? Man sollte sie fotografieren, diese Kulmination von Schönheit im Garten . . . sie dauert drei Tage . . . Uppsala liegt ja unter dem Zauber des Mälaren-Sees; diese Gärten wären nicht möglich ohne das Aufwärmen der Gegend durch den grossen See. In seenlosen Gebieten in diesen geografischen Breiten kann es keine solchen Gärten geben.»

Der Meister und sein Lehrling. Ich hörte zu und nahm auf und wurde verwandelt. Stille ringsum, nur das helle Lachen des Mentors, das Klirren der Gläser beim Mahl (Fisch aus dem Mälaren, zum Dessert wilde Erdbeeren).

Nach drei Stunden wagte ich, von der Stimmung dieser Idylle ganz benommen, als letz-



Anleitung zum *Glücklichsein*: Schriftsteller Gustafsson (1936 - 2016).

te die schrecklich schwierige Frage zu stellen: «Was ist Glück?» «Aktiv und nicht reaktiv zu sein, das ist Glück. Das Gefühl, die Initiative gegenüber der Welt zu haben und nicht von der Welt zu Reaktionen gezwungen zu wer-

*Als ich den Zaubergarten verliess,  
ahnte ich, dass meine Ratlosigkeit  
nun zu Ende ging.*

den. Das höchste Glück stellt sich die wenigen Augenblicke ein, da man weiss, dass man selber handelt, selber schafft.»

### Pochen und Hämmern

Als ich den Zaubergarten verliess, ahnte ich, dass meine Ratlosigkeit nun zu Ende ging. Heller leuchtete die Sonne, ein stärkerer Wind kam auf und bog die Gräser des Parks, in den ich mich begeben hatte, um das Band mit den Dichtersätzen abzuhören. Da durchzuckte es mich: Ich hatte vor lauter Glück meinen Kittel im Dichterhaus vergessen. Im Kittel steckten mein Pass und mein Geld.

Ich rannte zurück, doch auf mein Klingeln und Klopfen öffnete niemand. Mein Pochen und Hämmern war so ungestüm, dass ich in all der Stille selber darob erschrak. Das schmale Knusperhäuschen wirkte abweisend wie

ein Hexenschloss. Ich umschlich das Haus, hoffend auf ein halb geschlossenes Fenster. Mir kam in den Sinn, dass Gustafsson gesagt hatte, er werde gleich nach dem Gespräch an den Ämännigen, den grössten von Västmanlands Binnenseen, fahren, wo ihn kein Telefon aufstören könne. Er wusste gar nichts von meinem Kittel. Ich hatte ihn gleich nach meiner Ankunft seiner Frau ausgehändigt, die ihn in einen Schrank gehängt hatte.

Ich schalt mich einen Narren, einen eitlen Wolkenhascher. Mit einer Anleitung zum Glücklichsein auf Band, aber ohne Geld und Pass lief ich geschlagen den langen Weg zu meinem Hotel zurück.

An der Réception wurde ich schon erwartet. Eine junge Frau reichte mir, leicht spöttisch, wie mir vorkam, einen grossen Plastiksack. Herr Gustafsson habe ihn hier abgegeben, nachdem er zuerst vergeblich zu fünf anderen Hotels gefahren sei. Der Dichter hatte sich auf die Suche nach mir gemacht und mich gefunden.

Als ich den Kittel durchstöberte, fand ich in der Aussentasche eine Karte. Mit winzigen, gestochen scharfen griechischen Lettern stand ein einziger Satz geschrieben. Ich übersetzte: «Wer Unerhofftes nicht erhofft, kann es nicht finden: Unaufspürbar ist es und unzugänglich» (Heraklit).



# Szenen einer Kindheit

Pierre Heumann

Galia Oz: Etwas, das sich als Liebe verkleidet. Kinneret Zmora Dvir. (Nur auf Hebräisch.)

Schon auf dem Cover prangt die brutale Anklage, die derzeit in jedem Buchladen Israels prominent und marktschreierisch angeboten wird. «In meiner Jugend hat mich mein Vater geschlagen, verflucht und erniedrigt», schreibt Galia Oz, heute 56. Bisher war sie vor allem als Verfasserin von Kinderbüchern und als Regisseurin bekannt. Jetzt sorgt sie im israelischen Feuilleton und in europäischen Medien für Aufsehen, weil sie den 2018 verstorbenen Schriftsteller von Weltruf vom Podest holen will. In ihrem hundert Seiten starken Essay «Etwas, das sich als Liebe verkleidet» beschreibt sie Amos Oz als gewalttätigen Vater und Ehemann, dessen Image als moralische Instanz nur deshalb intakt blieb, weil es kein Familienmitglied wagte – dem Geheiss des starken Vaters gehorchend –, dessen Ruf in der Öffentlichkeit zu beflecken.

Zynisch beschreibt Galia die Gewalt ihres Vaters als «kreativ»: «Er zerrte mich aus dem Haus und warf mich über die Schwelle hinaus.» Aggressionen dieser Art seien kein vorübergehender Kontrollverlust oder ein gelegentlicher Schlag ins Gesicht gewesen, «sondern ein routinemässiger sadistischer Missbrauch».

Zwar beschreibt Galias ältere Schwester Fania, die Geschichtspräsidentin an der Universität Haifa ist, den vielfach ausgezeichneten Schriftsteller als «warmen und zärtlichen» Vater. Der «grösste» Teil der Vorwürfe Galias stehe im Widerspruch zu den schönen Erinnerungen an Amos, meint sie und relativiert Galias Schilderungen. Auf Facebook will sich Fania nur an zwei Vorkommnisse erinnern, bestreitet aber, dass ihre Mutter geschlagen worden sei.

## Selbstgerecht und selbstgefällig

Dass aber die Vorwürfe Galias nicht aus der Luft gegriffen sind, bestätigen mehrere Personen, die die Familie Oz gut kennen. Ihr jüngerer Bruder stellt sich in einem Tweet zwar hinter seinen Vater, räumt aber ein, dass die Vorwürfe «einen Kern Wahrheit» enthielten. Er habe um die Probleme im Haus von Amos gewusst, meint ein enger Freund des Verstorbenen. Eine Bekannte, der sich Galia anvertraut hat, verweist auf ein vor vielen Jahren publiziertes Gedicht des Schriftstellers Yehuda Atlas. In dessen Buch über gefährdete Kinder finden sich, wenn auch verklausuliert, klare Hinweise auf Galias Jugenderlebnisse. «Mein Vater ist ein berühmter Mann», schreibt Atlas, ein Freund Galias, «auch jenseits des Meeres.» Aber zu Hause, so Atlas, sei er alles andere als eine «Friedenstaube» – eine

Anspielung auf den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, den Oz 1992 erhalten hat. Oz wurde damals unter anderem als Mitbegründer der israelischen Friedensbewegung Peace Now gewürdigt, «mit der er gegen Fanatismus, Gewalt, aber auch gegen Gleichgültigkeit kämpft».

Die Memoiren der Tochter, in denen sie einem der prominentesten Verfechter der israelisch-palästinensischen Aussöhnung systematische häusliche Gewalt und Unterdrückung vorwirft, sind für Israels Friedenslager ein Schock, weil es Oz als liberales Aushängeschild verehrt. «Es ist schwierig für uns Linke», sagte Atlas in einem Radiointerview, «Amos Oz war unser goldener Prinz. Aber es scheint, dass sogar der Mond eine dunkle Seite hat.» Die Rechte hingegen frohlockt, weil der Autor «mit seiner heuchlerischen Moral entlarvt» worden sei. Galia hat den Kon-

## Zynisch beschreibt Galia Oz die Gewalt ihres Vaters als «kreativ».

takt zu ihren Eltern und Geschwistern vor sieben Jahren abgebrochen und blieb dem Begräbnis ihres Vaters fern. Auch jetzt, drei Jahre nachdem er einem Krebsleiden erlegen ist, empfindet sie ihm gegenüber nichts als Hass.

Ihre anklagende Schrift kommt indes nicht bloss herzlos und gefühllos daher, sondern vor allem auch selbstgerecht und selbstgefällig. Kein einziges Mal zeigt sie nur ansatzweise Verständnis für ihren Vater, kein einziges Mal schimmert so etwas wie der Versuch durch, ihr eigenes Verhalten zu hinterfragen oder die Ursachen für das Zerwürfnis zumindest annäherungsweise zu verstehen. Ihre Abrechnung kommt deshalb unreif und kindisch daher, als ein von Hass triefendes Pamphlet ohne Tiefgang. Statt sich in ihrer autobiografischen Schrift auf Wahrheitsuche zu begeben und sich um Ausgewogenheit zu bemühen, wie es für die Gattung «Memoiren» nötig wäre, existiert für sie nur eine Seite, nämlich die ihre. Damit schadet Galia Oz letztlich der Glaubwürdigkeit ihrer Anklage.



„Im Lauf der Jahrtausende hat sich auch ihr Gruppenverhalten sehr verändert.“



## Die Bibel Kopf, Herz, Hand

So nehmt nun diese meine Worte auf in euer Herz und in eure Seele, und bindet sie als Zeichen auf eure Hand, und tragt sie als Merkmale auf eurer Stirne. (Deuteronomium 10, 6) – Praktizierende Juden legen beim Gebet Riemen an mit Kapseln, welche die einschlägigen Bibelstellen enthalten. Die Kapseln liegen auf der Stirn und am linken Arm beim Herz. Natürlich wissen die Juden, dass in der biblischen Weissung der Kopf, das Gemüt und die Tat gemeint sind, aber die Gebetsriemen sind ihnen eine hilfreiche Veranschaulichung. Dass Kopf, Herz und Hand bei der Bildung beteiligt sein sollen, brachte Heinrich Pestalozzi vor über 200 Jahren auf den Punkt. Aber die Juden wussten es schon lange. Nicht zuletzt deswegen sind sie in der Wissenschaft und der Kultur so erfolgreich.

Die Technologen der modernen Pädagogik haben seit Jahren die Aspekte Kopf und Hand zurückgestuft. Sie erlagen dem Irrtum, das Lernen könne spielerisch geschehen und die Handarbeit werde ohnehin überflüssig. Hinzu kamen ideologische Verblendungen über das menschliche Wesen. Die anstrengende Kopfarbeit soll der «Kreativität» weichen. Schon der Zürcher Lehrplan von 1991 zeigte einen massiven Stoffabbau. Auswendiglernen wurde verpönt und taucht im Lehrplan 21 gerade noch beim ABC und beim kleinen Einmaleins auf. «Auswendig» heisst jedoch in anderen Sprachen «par coeur» und «by heart». Es betrifft nicht nur das Hirn. Wer verstehen und empfinden will, muss auch wissen. Die schräge Pädagogik ist längst bei den Hochschulen und Lehrstühlen angekommen. Dort tummeln sich viele, die weder lernen noch forschen, sondern nur noch verändern wollen. Ist es blosser Zufall, dass im Bildungswesen der Antisemitismus grassiert? Der Fortgang dieser Entwicklung würde nicht nur den Juden, sondern unserer ganzen Kultur schlecht bekommen.

Peter Ruch

# Der Zauber des Anfangs

Die Kopien von Höhlenmalereien waren in den 1930er Jahren eine Sensation. Jetzt wurden sie wiederentdeckt – ihre Faszinationskraft ist ungebrochen.

Daniel Weber

**Kunst der Vorzeit:** Felsbilder der Frobenius-Expeditionen. Museum Rietberg Zürich. Bis 11. Juli. Katalog zur Ausstellung: 280 S., Fr. 49.–

Staunend, bewundernd, betört steht man vor diesen Bildern, originalgrosse Kopien prähistorischer Malereien, und möchte stundenlang verweilen. So also fing sie an, die Kunst, als vor Zehntausenden von Jahren die Menschen Bilder in Felsen ritzen und auf Höhlenwände malten. Mal grafisch klar, mal wild in Schichten übereinander: Jagd-, Kriegs- und Alltagsszenen; abstrakte geometrische Formen; filigrane Menschen in dynamischer Bewegung; und immer wieder Tiere: Rinder, Elefanten, Nashörner, Büffel, Antilopen, Fische.

Manches wirkt dokumentarisch, anderes mutet rätselhaft an, wie die Visualisierung eines Drogen-Trips oder einer schamanischen Trance-Reise, auf der die Menschen sich verwandeln und Tierköpfe tragen. Wer die Künstler oder Künstlerinnen waren, weiss man natürlich nicht. Manche haben sich, in Papua-Neuguinea ebenso wie in Afrika, mit Händeabdrücken verewigt. «Die ersten Tags», nennt sie der Kurator Richard Kuba – so heissen die Signaturen heutiger Graffiti-Artisten.

Inhaltliche Spekulationen über die Felskunst liefert die Ausstellung nicht. Obwohl die Entstehung der gezeigten Bilder eigentlich einem wissenschaftlichen Interesse entsprang: Der deutsche Ethnologe Leo Frobenius (1873–1938), ein von Afrika begeisterter Autodidakt, erhoffte sich von einer Dokumentation der Felskunst in erster Linie kulturhistorische Einsichten. Es war ein Glücksfall, dass er für seine Expeditionen, die ihn zwischen 1913 und 1937 nach Afrika und Australien, Neuguinea und in die Sahara führten, junge Absolventinnen und Absolventen von Kunstgewerbeschulen verpflichtete.

Sie malten die teilweise viele Meter breiten Fels- und Höhlenbilder minutiös in Originalgrösse nach – etwas, was die Fotografie damals nicht hätte leisten können. So entstanden über die Jahre 5000 Kopien. Manche davon sind in-

zwischen zu Originalen geworden, weil die Vorlagen der Verwitterung, dem Tourismus oder dem Vandalismus zum Opfer gefallen sind. Wie fragil die Höhlenmalereien sind, zeigte sich in Lascaux und Altamira, wo schon seit langem nur noch Kopien zu besichtigen sind. Aber auch Kopien auf Leinwand oder Papier, das beweist die Schau im Museum Rietberg eindrücklich, sind für die Besucher ein einzigartiges ästhetisches Erlebnis.

## Miró, Picasso, Klee?

Verblüffend ist, wie viel auf diesen Höhlenbildern von der Kunst der Moderne vorweggenommen wird. Da tauchen Motive auf, die an die magischen Symbole bei Joan Miró erinnern, ein Rind aus Libyen scheint geradewegs Picassos «Guernica» entsprungen zu sein. Wie wich-

tig die prähistorische Kunst als Inspiration für Paul Klee war – er nannte sie die «Uranfänge» –, zeigt die Ausstellung mit Leihgaben aus dem Zentrum Paul Klee in Bern. Und augenfällig ist die Ähnlichkeit vieler Menschendarstellungen mit den reduzierten Skulpturen Alberto Giacomettis, der auf einer Schautafel mit einem Satz über die Höhlenbilder zitiert wird: «Da und nur da ist Bewegung gelungen.»

Die erwähnten Künstler haben wahrscheinlich die Bilder der Frobenius-Expeditionen gesehen. (Von Picasso ist es belegt; er besuchte auch die Höhle von Lascaux und soll danach über die zeitgenössischen Künstler gesagt haben: «Wir haben nichts entdeckt.») Sie wurden in den 1930er Jahren in vielbeachteten Ausstellungen in Berlin und Paris, im Museum of Modern Art in New York und auch in Zürich



40000 Jahre moderne Kunst: Höhlenbild aus Mutoko, Simbabwe.

gezeigt. Die grossformatigen Leinwände wurden aber nicht nur ausgestellt, sondern auch in Büchern und Zeitschriften gedruckt, was ihnen zu grosser Popularität verhalf.

Nach dem Zweiten Weltkrieg machte die technische Entwicklung Fotografie und Film zu den bevorzugten Instrumenten der Dokumentation prähistorischer Kunst. Die gemalten Frobenius-Kopien galten als überholt und verschwanden als «unwissenschaftlich» im Archiv. An einem Beispiel wird in der Ausstellung jedoch gezeigt, dass das zu kurz gedacht war: Hängt man ein gemaltes Rind neben die Fotografie des gleichen Sujets, wird auf einen Blick klar, dass das fotografische Dokument zwar wirklichkeitsgetreuer ist, das gemalte Bild aber das Rind viel deutlicher aus dem Felsen isoliert und zur Geltung bringt.

Selbst die raffinierten Computerprogramme, mit denen man den Höhlenbildern heute auf den Leib rückt, reichen nicht an die Ausdruckskraft dessen heran, was die Malerinnen und Maler vor hundert Jahren auf Leinwand bannten. Und bei allem Fortschritt: Viel mehr als eine präzisere Feststellung des Alters der Fundstätten hat die Forschung nicht zutage gefördert.

Die Wiederentdeckung der Frobenius-Bilder nach fünfzig Jahren stellt nicht ihre wissenschaftliche, sondern ihre künstlerische Bedeutung ins Zentrum. Karl-Heinz Kohl, der ehemalige Direktor des Frobenius-Instituts, nennt sie im lesenswerten Ausstellungskatalog «Nachschöpfungen», die «ihre Inspirationen aus ihren

prähistorischen Vorlagen bezogen, dabei aber alles andere waren als deren Faksimiles». Für ihn sind sie «von ihren archaischen Vorbildern inspirierte Originale». Verdienstvollerweise werden die Malerinnen und Maler der Frobenius-Expeditionen im lesenswerten Katalog mit Fotos und Biografien vorgestellt.

### Magie des Uralten

Die Betrachter der Ausstellung braucht die kunsttheoretische Diskussion über den Status von Original, Kopie und den klassischen Werkbegriff nicht zu kümmern. Mögen die Frobenius-Malerinnen auch mehr als bloss Kopisten gewesen sein: Erfunden haben sie nichts. Nicht die hinreissenden Schwimmer in der Sahara (Hinweis auf einen längst ausgetrockneten See). Nicht die Tierkomposition, in der zwei Giraffen und ein Elefant wie in einer Doppelbelichtung übereinandergelegt erscheinen. Nicht die in einer geheimnisvollen Prozession dahinschreitende Reihe von Giacometti-Figuren.

Aber wenn man vor diesen Leinwänden steht, hat man das Gefühl, dass die Kopistinnen und Kopisten nur dank ihrer künstlerischen Sensibilität die Felsen- und Höhlenbilder zum Leben erweckten. Das Auge des Künstlers nimmt anders wahr als jenes des Wissenschaftlers. Und in diesem Fall scheint es das Rätsel, das Geheimnis, die Magie des Uralten und gleichzeitig Modernen so genau zu erfassen, dass wir zutiefst berührt sind. Das Wort vom Zauber, der jedem Anfang innewohnt, war nie gültiger.

## Pop

# Der atonale Patriarch

Jean-Martin Büttner

Alex Winter: Zappa (USA, 2020). Als DVD und bei diversen Streaming-Diensten erhältlich

Barry Miles: Zappa. A Biography. Grove Press, 2005

Was würde ihm an den heutigen USA auffallen? Wie hätte Frank Zappa (1940–1993), ein sarkastischer Kommentator seiner Heimat, der Republikaner und Hippies ebenso hasste wie Christen und Gewerkschafter, das Amerika von heute wahrgenommen?

Der britische Dokumentarfilmer Alex Winter hat, mit freiem Zugang zum riesigen Familienarchiv der Zappas, ein detailreiches, mit vielen unveröffentlichten Aufnahmen angereichertes Porträt über den Künstler gedreht. Beim Betrachten kann man sich gut vorstellen, wie er auf die USA von heute reagiert hätte. Zum Beispiel hätte es ihn nicht erstaunt, dass einer wie Donald Trump so weit gekommen ist. Er sah voraus, dass die religiöse Rechte weiter an Einfluss gewinnen würde. Die Republikaner seien von Gier zerfressen und die Demokraten vom Neid auf die Republikaner, sagte er. Die amerikanische Politik beschrieb er als «Unterhaltungsabteilung des militärisch-industriellen Komplexes».

Das Internet hätte er, ein Meister der Montage, als grossartige Chance begrüsst. Und wäre trotzdem nicht überrascht gewesen, dass die sozialen Medien zu Fertigmach-Instrumenten verkommen sind. «Dummheit ist ein chemisches Element», lautet ein oft zitierter Satz von ihm, der als Sohn eines sizilianischen Chemikers aufwuchs, der für die amerikanische Rüstungsindustrie arbeitete.

### Reaktionärer Libertär

Am meisten hätte ihn aber das um sich greifende linke Zensurbedürfnis geärgert, die befremdliche Forderung nach sprachlicher Hygienisierung. Von solchen Forderungen hätte er, der die freie Meinungsäusserung bis in ihre Extreme verteidigte, gar nichts gehalten. Frank Zappa war ein reaktionärer Libertär, der die freie Sexualität für alle forderte, betrieb und in oft puerilen Texten besang. Und der kaum je bereit war, Frauen anders zu beschreiben denn als Sexualobjekte.

Bei aller Kritik am aggressiven Sensibilismus, zu dem die Political Correctness verkommen ist, ist man heute dankbar, dass man nicht mehr ungestraft dermassen abschätzig über Frauen reden kann. Umso mehr rührt das Interview von Regisseur Alex Winter mit Ruth



Underwood, der Juilliard-geschulten Vibrafonistin und Perkussionistin, die sich bestens mit dem Schwierigen verstand. Sie erzählt, wie sie Zappa kurz vor seinem Tod in einem Brief für seine Musik gedankt habe. «Er hat mich umarmt», sagt sie, und das tat er sonst nie. Ihr ehemaliger Mann Ian, der ebenfalls jahrelang mit Zappa musizierte, erinnert sich, dieser habe ihm in vier Jahren einmal die Hand gegeben und gesagt: «Good job.»

### Einsamer Bub

Warum konnte ein so vitaler und humorvoller Mensch dermassen kalt auftreten? Warum fühlte er sich am wohlsten in seinem fensterlosen, durchbürokratisierten Archiv, in dem er seine Nächte verbrachte? Warum verhöhnte er seine exzellenten Mitmusiker als «spielende Affen», obwohl er viele ihrer Ideen übernahm und von ihnen die Bereitschaft zu zehnstündigen Proben erwartete, aber keine Widerrede, schon gar keine Diskussionen über Löhne oder Autorenschaft?

Zappas bester Biograf, der englische Musikautor Barry Miles, erklärt sich diese soziale Kälte unter anderem mit den überhäufigen Umzügen, die Zappas Vater der Familie zumutete. Der intelligente Bub sei während seiner ganzen Jugend einsam geblieben und habe sich sein gesamtes, enormes musikalisches Wissen in der Bibliothek

*Mit den Republikanern teilte er die Überzeugung, den Staat so klein zu halten wie möglich.*

aneignen müssen. Zappa war ein Autodidakt und Individualist, die Menschen mochte er nicht. «Ich habe eine Familie, aber keine Freunde», antwortete er auf entsprechende Fragen. Miles glaubt auch, der Machismo seines Vaters mit seinen sizilianischen, arabischen und griechischen Vorfahren habe sich auf den ältesten Sohn übertragen. Frank Zappa war ein atonaler Patriarch.

Seinen Zynismus überwand er erst gegen Ende seines Lebens, als er mit der irischen Formation The Chieftains in seinem Musiklabor Songs aufnahm, die ihn tief bewegten. Gefreut hatte ihn auch der Empfang in Prag, den ihm die Stadt bescherte, die eben von den Sowjettruppen befreit worden war, das war zu Beginn des Jahres 1990. Zuerst die 5000 Fans, die ihn am Flughafen empfangen – und dann der dissidente, zum Präsidenten gewählte Schriftsteller Václav Havel, der schon in seiner Jugend die Musik Zappas als anarchische Befreiung vor der sowjetischen Unterdrückung gefeiert hatte.

Eine letzte Anerkennung wurde Zappa zuteil, als er in Frankfurt mit dem Ensemble Modern sein klassisch instrumentiertes Werk «Yellow Shark» aufführte, bereits von seiner Krankheit gezeichnet. Schon nach dem ersten Satz musste



Am meisten hätte ihn das um sich greifende linke Zensurbedürfnis geärgert: Rockidol Zappa.

er von der Bühne, einen übergrossen Blumenstrauß in der Hand. Das deutsche Publikum verdankte ihm sein Zappa-Sein als Musiker, Soziologe, Polemiker und Humorist mit einer zwanzigminütigen Ovation.

### Kein Akkord war scheusslich genug

All denen, die sich über die Hässlichkeit beklagten, die sie aus seiner Musik hörten, hatte er schon während des Vietnamkriegs gesagt, dass «kein Akkord so scheusslich klingt wie das, was die Regierung in unserem Namen verübt». Beim Wiederhören auch seiner dissonanten Werke und seiner besten Gitarrensoli hört man nicht nur das Verständnis von Klang, Struktur und Komplexität, sondern auch die kompositorische Schönheit eines

Musikers, der beinahe alles hasste ausser der Musik, die er über alles liebte.

«Selbst seine hässlichsten Töne verbreiteten einen Anklang von Hoffnung», sagt der Gitarrist Steve Vai, dessen Aussagen in Winters Film zu den persönlichsten gehören. Selbstverständlich sei auch er nur sein Werkzeug gewesen, «und Frank konnte grausam zu uns Musikern sein». Zugleich habe er aus jedem von ihnen Dinge herausgeholt, die sie sich nicht zugetraut hätten.

Diese diktatorische Strenge erklärt, warum sich so viele Musiker später über ihn beklagten. Seine stilistische Offenheit führte dazu, dass trotzdem alle von ihrer Zeit bei ihm profitierten. Denn in Zappas Band gespielt und überlebt zu haben, galt in der Szene als eine der höchsten musikalischen Auszeichnungen.

Vielleicht hätte ihn an der amerikanischen Gegenwart am meisten enttäuscht, dass die neuen Kommunikationsformen der sozialen Medien zwar eine ungeahnte Freiheit zur Vielfalt ermöglichen, aber die politische Spaltung der Bevölkerung verstärkt haben.

Frank Zappa, auch das zeigt dieser intensive Film über ihn, lebte seine Widersprüche bis zum Exzess, und gerade daran liegt es, warum man ihn heute so vermisst. Als Musiker, Filmer, Arrangeur, Gitarrist, Sänger und Komiker montierte er Elemente von Doo-Wop, Musique concrète, Zwölftonmusik, Blues, Beat, Rock, Jazz, Comedy, Agitprop und perkussiven Klangcollagen. Er liebte Edgard Varèse und ebenso Howlin' Wolf, mochte Franz Schubert und den frühen Elvis Presley. Er arbeitete mit Rockgitarristen, Jazzschlagzeugern und dem London Philharmonic Orchestra. Worin der Unterschied bestehe, ein Orchester zu dirigieren oder in einer Rockband zu spielen, wurde er gefragt. «Rock'n'Roll ist lauter», gab er zurück. Aber man könne beides zugleich machen: «Es ist so, wie wenn man sein Auto steuert und dabei ein Sandwich isst.»

### Pragmatischer Konservativer

Ähnlich widersprüchlich klingen seine politischen Haltungen, die er mit einem Freiheitsbegriff überwölbte. Zappa predigte zeitlebens den Kapitalismus. Vom Kommunismus hielt er nichts. Ein politisches System, das keinen persönlichen Besitz zulasse, sei keinen Gedanken wert.

Von sich selber sprach er als einem «pragmatischen Konservativen». Mit der Linken verband ihn die Ablehnung von Waffenbesitz und Todesstrafe, der Zorn auf Religion und Militär, die Einforderung von Bürgerrechten, die Gleichberechtigung für Frauen, Männer, Schwarze, Schwule, Transmenschen und Lesben, die Ablehnung jeglicher Form von Zensur.

Mit den Republikanern teilte er die Überzeugung, den Staat so klein zu halten wie möglich, seine Funktionen auf das Minimum zu beschränken, also auf Undelegierbares wie Infrastruktur oder Sicherheit. Die Einkommenssteuer wollte er abschaffen, den Einfluss der Gewerkschaften beschränken, von Kollektiven hielt er wenig. «Ich glaube daran, dass die Menschen sich selber gehören und das Recht haben, über ihr Schicksal zu befinden», schrieb er einmal.

Frank Zappa starb am 14. Dezember 1993 an Prostatakrebs. Zuvor hatte er angekündigt – degoutiert von der jahrelangen republikanischen Herrschaft –, als Präsidentschaftskandidat gegen den damaligen Präsidenten George Bush antreten zu wollen. Warum er sich das zutraue, fragte ihn ein österreichischer Journalist. Zappa: «Erstens: Ich arbeite länger. Zweitens: Ich bin wach. Drittens: Könnte ich es schlimmer machen?» Eines müsse man George Bush aber lassen: «Er hat viel mehr Jubelballone als ich.»

## Klassik Licht im Dunkel der Zeit Manuel Brug

The Golden Renaissance: Josquin Desprez.  
Stile Antico (Decca)

Rias Kammerchor, Capella de la Torre:  
Praetorius & Italy (Deutsche Harmonia Mundi)

Zwei grosse Musiker, die uns wie ferne Schatzen erscheinen, weil sie vor 500 respektive 400 Jahren gestorben sind, sind uns doch auch sehr nah. Gerade im bisher sehr kontemplativen, die Menschen auf sich selbst zurückfallen lassenden Corona-Jahr 2021. Weil die Musik von Desprez und Praetorius irgendwie ewiglich tönt, weiträumig, ruhig, in langen Bögen, sich verschlingenden Stimmen.

Es ist Vokalmusik, die älteste Musik überhaupt. Den menschlichen Körper leiht sie sich als Instrument: Die Stimmbänder sind die Erzeuger, der Kopf ist der Resonanzraum, die Lunge der Blasebalg. Mehrere Menschen geben singend diesen vom Wind der Geschichte verwehten Manifesten zudem mehr Grösse, Fülle, Komplexität, Würde, Überzeugungskraft. Dann aber wird diese so dingliche Musik sofort abstrakt, obwohl sie dient. Weil sie den Glauben beschwört, den Menschen der späten Renaissance und der frühen Barockzeit die Existenz auf Erden leichter machen möchte, indem sie eine höhere Macht anruft.

Man mag sie Gott nennen. Wir müssen das aber nicht. Wir können uns einfach nur von den klaren, wahrhaft harmonischen Proportionen dieser nach oben, in die gotischen Kathedralen schwebenden Töne, von ihrer vollkommenen Schönheit davontragen lassen. «Josquin ist der notenmeister; die habens müssen machen, wie er wolt.» So sprach schon Martin Luther voll des Lobs über den franko-flämischen, natürlich katholischen Komponisten und Sänger Desprez,



„Und jetzt schalten wir live zu der  
beliebtesten Sendung Aktenzeichen XY...  
...umgelöst.“

der irgendwann zwischen 1450 und 1455 geboren wurde und am 27. August 1521 aktenkundig gestorben ist. Er führte ein wahrhaft europäisches Leben in Aix-en-Provence, Paris, Mailand, Rom, Ferrara, vielleicht im Burgund. Sein Werk umfasst neunzehn vollständige Messen, einzelne Ordinariumssätze, neunzig Motetten, siebenzig weltliche Werke und ein paar Instrumentalstücke. Desprez wurde jahrelang als Sänger der päpstlichen Kapelle geführt; wer das Glück hat, auf die Sängerkanzel der Sixtina zu dürfen, kann dort seinen in die Wand geritzten Namen streicheln.

Er ist eine fremde Grösse, aber trotzdem umhüllt uns seine Musik tröstlich, beruhigend. So wie die Musik seines jüngeren Kollegen Michael Praetorius, eigentlich Michael Schulteis, am 15. Februar 1571 bei Eisenach geboren, am gleichen Tag fünfzig Jahre später in Wolfenbüttel gestorben. Er wirkte als Komponist, Organist, Hofkapellmeister und Gelehrter an

### Da ranken und blühen bis zu zwanzig Stimmen zu einem immer dichteren Tonflechtwerk.

verschiedenen Bistümern und Höfen in Mitteldeutschland und hinterliess eine grosse Zahl an Kirchenkompositionen vielfältiger Art, aber auch weltliche Tänze sowie musikwissenschaftliche Schriften. Im evangelischen Gesangsbuch finden sich acht seiner Stücke, am berühmtesten wurde sein vierstimmiger Satz des Weihnachtsliedes «Es ist ein Ros entsprungen».

Während der ältere Desprez strenger, schlanker, monodischer in der Anlage anmutet, schöpft Praetorius aus der Fülle der Polyfonie, da ranken und blühen bis zu zwanzig Stimmen zu einem immer dichteren, freilich noch durchhörbaren Tonflechtwerk, durchaus beeinflusst von der damals klangangebenden italienischen Manier. Die Gesänge des Älteren scheinen zu verharren, die des Jüngeren haben mehr drängende Energie.

*Lux in tenebris*, Licht im Dunkel ihrer Zeit. So wollten beide tönend heimleuchten. Natürlich komponierten sie unterschiedlich, aber für uns spätgeborene Hörer ist ihre Musik durchaus ähnlich. Gerade der zeitliche Abstand, wohl auch die Weltlichkeit der heutigen Konsumenten dieser Musik, die eben meist für den Gottesdienst, für hohe, hallende Kirchen komponiert worden ist, lässt uns das grossartig Artificielle, trotzdem unmittelbar Berührende stärker erfahren. Wo die Stein gewordene architektonische Vision die akustische Idee der Komponisten widerspiegelt, ergänzt, überhöht, da bleibt, auf CD oder im Konzertsaal, vor allem der Moment der Gelassenheit, der wie eine Seele schwingenden Klangsäule. Der uns zur Konzentration zwingt, aber auch zum meditativen Schweifen. Gerade in Pandemiezeiten etwas sehr Schönes.

## Film

# Im freien Fall

Wolfram Knorr

Wonder Woman 1984 (USA, 2020, Sky)  
Regie: Patty Jenkins. Mit Gal Gadot, Pedro Pascal, Chris Pine.

Die Superhelden-Existenz war schon immer eine Luftnummer, jetzt ist sie im freien Fall. Frauen müssen das verhindern. In der arkadischen Parallelwelt Themyscira, einer permanenten Olympiade, die glänzt und glüht, werden sie zu Titaninnen, den neuen Weltenrettern – als letztes Aufgebot, den Hyper-Testosteron-Stall auszumisten? Moderne Erinnyen gegen den Zerfall von Mut und Ordnung unter den Strahlmännern, die sich inflationär im immergleichen Special-Effects-Feuertheater gegenseitig ohne Sinn und Verstand die Köpfe einzuschlagen begannen und auch partout davon nicht lassen wollen? Die Magie, auf die es nun mal ankommt, hat an Kraft verloren. Selbst der Einsatz von Ironie und tieferer Bedeutung, mit dem die Studios ihre Kolossal-Exzesse trüffelten, bremste den freien Fall nur wenig.

Deshalb jetzt die Frauen, um das Titanen-Universum vor dem Absturz zu retten. Neu ist das nicht. Als Teil von Ensembles («Avengers», «X-Men» etc.) lockten sie weibliche Fans an und sorgten für Durchzug in der virilen Stickigkeit. Schon Anfang der 1940er Jahre wettete der Psychologe und Erfinder des Lügendetektors William Moulton Marston über den albernen Männlichkeitswahn der Flachmänner und forderte emanzipatorische Massnahmen. Zwar gab es schon «Catwoman», aber die war böse, Ausdruck der herrschenden Misogynie. Marston verlangte eine Heldin und erfand «Wonder Woman». In *All Star Comics* (Nr. 8, 1941) tauchte sie erstmals auf, haute aber ausschliesslich Frauen in die Pfanne.

Der fanatische Comic-Gegner Fredric Wertham verfluchte sie darauf prompt als lesbisch (vorher hatte er schon «Batman» als schwul verteufelt). 1975 trat sie erstmals in einem

*Bei ihr sind die Männer  
Säufer, Widerlinge, Schleimbeutel,  
Kitschbolzen.*

Fernsehfilm auf. Nun aber war die Zeit gekommen, die Amazone endlich zur Titelheldin zu machen. Und besonders kühn war, eine Frau Regie führen zu lassen. Und so entstand 2017, inszeniert von Patty Jenkins und mit dem israelischen Star Gal Gadot, der Film «Wonder Woman», der gerade mal um die 40 Millionen Dollar kostete und weltweit 820 Millionen einspielte. Das schrie natürlich



Humanistisch geschult: Gal Gadot als Wonder Woman.

nach einem Sequel. «Wonder Woman 1984» war eigentlich fürs Kino bestimmt und soll, so Corona will, dort auch noch laufen. Vorerst aber, sicher ist sicher, hat die Fortsetzung ihre Premiere auf der Streaming-Plattform Sky.

In der olympischen Parallelwelt, so beginnt auch Teil zwei, werden die Frauen nicht nur im Kampf, sondern auch in den Werten des Humanismus geschult. Agieren die Wotans mit Schmiedehämmern in den Köpfen, so die Göttinnen der Jagd mit Hirn und Herz. Diana Prince alias Wonder Woman musste denn auch zu ihrer ersten Bewährung gegen den Kriegsgott Ares antreten, der den Ersten Weltkrieg angerührt hatte. Verhindern konnte sie ihn nicht, aber abkürzen. Nicht schlecht für den Anfang. Im Sequel muss sie gegen Turbokapitalismus und besinnungslosen Konsumrausch der wilden 1980er Jahre zu Felde ziehen.

Harmloser, klar, aber auch das ist nicht ohne, denn Einsicht zeigte keiner. Schon gar nicht Maxwell Lord (Pedro Pascal), ein strohblonder Ex-TV-Heini und Hallodri, der hinter einem historischen Stein her ist, der Wünsche in Erfüllung bringen lässt – Lord will endlich Master of the Universe werden. Die Anspielung auf den frühen Donald Trump bleibt der einzige und witzige Einfall. Vorher zaubert aber der Stein Dianas Ex-Geliebten, den Piloten Steve Trevor (Chris Pine), der im Ersten Weltkrieg fiel, wieder an ihre Seite. Wonder Woman muss

bald mit ihrer Wahrheitspeitsche so manchen Bösewicht einfangen.

### Galoppierender Hokuspokus

Der galoppierende Hokuspokus nimmt seinen Lauf: Lug und Betrug, Kabale und Triebe, Märchen und sagenhafter Quatsch. Leider bleibt – Frauen hin oder her – alles so eindimensional und platt wie bei den Männern. Patty Jenkins, die diesmal am Drehbuch mitschrieb, hat am Muster kein Jota geändert. Bei ihr sind die Männer, ganz auf der Höhe der Zeit, Säufer, Widerlinge, Schleimbeutel, Kitschbolzen, eine rotierende Klischee-Schaustellerei. Wäre nichts dagegen zu sagen, wenn das einen scharfen Witz hätte. Hat es aber nicht. Geht's mal beseelt zu, läuft – buchstäblich – Gefühl als Zuckerguss an Cockpit-Scheiben runter: Diana und ihr wiedererwachter Lover sitzen in einem geklauten Jagdflugzeug und blicken sich tief in die Augen, während ein Feuerwerk unter, neben, über ihnen ihren Himmelflug illuminiert. Was für ein schnuckeliges Lüster- und Lichter-Spiel. Vor Monaten protestierten US-Filmemacher gegen den Superhelden-Leinwand-Wahn. So meinte Martin Scorsese, der habe nichts mehr mit Kino zu tun, sondern ähnele immer mehr Freizeitparks.

So ist es. Und in einem solchen schmilzt Frauen-Power dahin wie Glace in der Sonne, dieweil der verliebte Pilot guckt, als wäre er

gerade auf der Intensivstation erwacht. Leider sind auch die Dialoge klebrig. O kühne Artemis! Bewegst du dich auf diesem Niveau weiter, wirst du den freien Fall vielleicht hinauszögern, aufhalten wirst auch du ihn nicht.

## Games

# Schaurig-Schönes auf Rätoromanisch

Marc Bodmer

**Mundaun:** Hidden Fields. PC via Steam/PS4/ Xbox One.

Michel Ziegler hat in seinem Videospiel alles falsch gemacht: Es sieht nicht aus wie ein Computerspiel, sondern wie ein Bastard aus alter Heimatfotografie und Art brut. In das Schwarz-Weiss der wabernden Landschaften bluten Sepiatöne. Als Handlungsort dient keine mondäne Glitzerwelt, sondern ein einsamer Krachen in der Schweiz, nahe des Piz Mundaun. Und dann noch die Sprache. Nix da Englisch oder Deutsch. Rätoromanisch! Und erst noch verschiedene Idiome, wie Ziegler versichert. Untertitel deutschen das Gesagte ein. Wer aus der Kinowelt kommt, weiss: In den USA gelten Untertitel als Todesurteil.

Aber wir sind hier bei Games, und hier gelten andere Regeln. Klar, es gibt Konventionelleres, aber dessen ist sich Ziegler bewusst – und auch der amerikanische Verlag MWM, der seinen eigenwilligen Titel weltweit vertreibt. Entdeckt haben die Amerikaner Ziegler an der «Game Developers Conference» 2019 in San Francisco, zu der der Luzerner mit Unterstützung der Kulturstiftung Pro Helvetia gereist war. «Ich habe die Leute von MWM am Stand der Schweizer Games verpasst, aber ihnen fiel die Andersartigkeit auch ohne mich auf», sagt der Game-Entwickler. Die Produzenten meldeten sich bei ihm. Zieglers anfängliche Skepsis legte sich nach ihrem Besuch in Luzern: «Inhaltlich haben sie mir nicht dreingeredet. Ihr Feedback war stets konstruktiv, und sie haben auch Geld in die Fertigstellung investiert.»



«Der Ausbau hat uns ein Vermögen gekostet...»

Über sechs Jahre hat der Luzerner an seinem Computerspiel gearbeitet. Bild um Bild mit Bleistift und Grafit geschaffen, eingescannt und animiert. Ziegler hat das ganze Spiel selber geschrieben und programmiert. Die Region um Mundaun kennt er von Kindsbeinen an. «Meine Familie hatte eine Ferienwohnung in Platen-ga. Die Region Obersaxen war wie meine zweite Heimat und ist Ausgangspunkt der Spielwelt.» Seine Vision von «Mundaun» ist düster. Erinnerungen an Gotthelfs «Schwarze Spinne» werden wach. Was hat der Pfarrer namens Jeremias zu verbergen? Er hat zwar den Protagonisten Curdin über den Tod seines Grossvaters informiert, aber sonst nur gelogen. Wieso ist dessen Stall abgebrannt? Warum wurde die verkohlte Leiche seines *nons* einfach dort hocken gelassen? Noch am Tag von Curdins Ankunft versengt ihm ein Teufel in Menschengestalt die Hand zum Gruss und verschwindet so plötzlich, wie er gekommen war. Mächtige



Magie des Bleistifts: «Mundaun».

Stroh männer schlurfen durch die Nacht. Wer ihnen zu nahe kommt, bezahlt mit dem Leben. Zum Glück lassen sich die Kerle abfackeln, wenn man sie rechtzeitig sieht.

«Mundaun» verströmt wie die frühen Filme von David Lynch einen klebrigen Grusel, der Freude erstickt und Unsicherheit verbreitet. Das zehrt an den Nerven, wenn man Hinweise über die vergangenen Geschehnisse sucht, Schlüssel ausgräbt und den mysteriösen Vorgängen auf den Grund gehen will.

Gelegentlich zickt die Spielsteuerung etwas. Man bleibt in Türdurchgängen hängen, wenn man nicht ganz sauber durch die Öffnung navigiert. Steigungen im Gelände sind im Grau-Weiss teils schwer einzuschätzen. Doch irgendwie passen diese Unsauberkeiten zum rohen Look des Spiels. Es ist kein geschliffenes Multi-Millionen-Game, sondern ein Herzensprojekt, mit dem Michel Ziegler ein gehöriges Risiko eingegangen ist. «Man exponiert sich schon, wenn man an einem solchen Spiel während fast sieben Jahren arbeitet», sagt der Game-Macher. Es ist aber zu erwarten, dass «Mundaun» seine Nische finden wird, denn es ist wirklich aussergewöhnlich.

## Jazz

# Kontrabass im Rampenlicht

Peter Rüedi

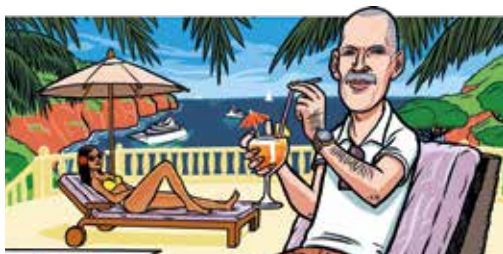
**Michael Formanek:** Imperfect Measures. Intakt CD 359

Michael Formanek, geboren 1958 in San Francisco, ist das, was man «a man for all seasons» nennt: ein ungemein beweglicher Kontrabassist in vielen Idiomen des zeitgenössischen Jazz; vom kreativen Post-Bop über Jazzklassik mit Stan Getz oder Lee Konitz bis zu riskanteren Seilschaften in kleineren Gruppen wie jenen mit Tim Berne oder Craig Taborn oder gar zu grossorchestralen Versuchen. Jetzt wagt er den für sein Instrument höchsten Schwierigkeitsgrad. Nicht zum ersten Mal. Bereits 1997 nahm er mit seinem Kontrabass ein Soloalbum auf, das sich beim Publikum gewissermassen schon im Titel für die Zumutung entschuldigte («Am I Bothering You?»). Jetzt erscheint sein zweiter Sololauf, abermals eine handfeste Widerlegung von Patrick Süskinds komisch-melancholischem Monodrama «Der Kontrabass», in dem die Bassgeige eher (Lebens-)Behinderung als Instrument ist.

Formanek überwindet auf seinem Kontrabass nicht nur alle technischen, sondern auch alle musikalischen Hindernisse, also auch das Handicap, dass bei dem akustischen Viersaiter, wird er aus dem Hinter- und Untergrund seiner Gruppenfunktion als alleiniger Protagonist ins Rampenlicht gestellt, leicht der Eindruck einer etwas nervtötenden Etüdenhaftigkeit entsteht. Nicht so bei Formanek, der in seinem überwiegend improvisierten Selbstgespräch Musik im Sinn hat und nicht die artistische Überwindung der Schwerkraft. Die schafft er zwar auch, aber wie nebenher, sozusagen beiläufig im Flug.

Er lässt seinen Bass singen und klingen, gepupft wie gestrichen; unter seiner Hand gewinnt der Holzklang seines wunderbaren Instruments eine überwältigende Körperlichkeit. Er lässt die Saiten rauschen wie eine Windharfe und brummen wie einen Hummelschwarm, vor allem aber erzählt er Geschichten mit einem Anfang und einem Ende, mit der formalen Kontur eines buchstäblichen *instant composing*. Angesichts von dessen Folgerichtigkeit (den Weg gleichzeitig bauen und ihn begehen) erscheint der Titel dieser CD auf den ersten Blick zwar fast kokett, auf den zweiten aber plausibel: «Imperfect Measures». Er verdanke ihn (und das damit gemeinte ästhetische Programm) einem Zitat aus anderem Zusammenhang, einem Satz der *New York Times*: «Gegen Covid-19 bewirken unperfekte Massnahmen das meiste Gute.»

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Home-Office-Lüge

Mark van Huisseling

Zurzeit erreichen die Zeilen Ihres Kolumnisten viele Leser im Home-Office, nimmt dieser an. Woraus sich schlussfolgern liesse, nicht bloss er wird fürs Schreiben bezahlt, sondern auch Leser bekommen Geld dafür, dass sie sich seine Texte antun.

Für mich ist das in Ordnung. Für Arbeitgeberinnen meines geschätzten Publikums weniger, darf man annehmen. Dies natürlich im Bewusstsein, dass MvH ein kleiner Fisch beziehungsweise *money waster*, Verbrenner fremden Gelds, ist. Das Lesen dieser Spalte während der Arbeitszeit wird im Schnitt mit Fr. 3.20 entlohnt (Annahme: drei Minuten Lesedauer, 130 000 Franken Jahreslöhrlär). Ich habe aber auch angestellte Gut- sowie Topverdiener, da reden wir dann schon mal von 30 bis 100 Franken Lesekosten für Firmen respektive Aktionäre.

Doch möglicherweise liege ich falsch. 80 bis 90 Prozent der Arbeitnehmer schätzen nämlich ihre Effizienz im Home-Office als gleich hoch oder höher ein wie/als im Büro in Geschäftsräumlichkeiten (Quellen: *Neue Zürcher Zeitung* beziehungsweise Untersuchung von Bearing Point, einem Beratungsunternehmen, von Juni 2020). Die grosse Mehrheit liest MvH also nicht während der Arbeitszeit (oder hat dies schon früher getan).

Obige Aussagen fussen auf Selbsteinschätzungen. Fremdeinschätzungen sind schwierig zu finden; die Recherche «Home-Office» AND «Effizienz» in der Schweizer Medienbank lieferte keine entsprechenden Studien oder Papers. Arbeitgebervertreter-Aussagen allerdings bekommt man: «Da waren wir immer dagegen» (Swissmem-Präsident Martin

Hirzel über Home-Office-Pflicht) oder «Man kann Mitarbeiter im Home-Office nicht kontrollieren» (Petra von Strombeck, Chefin der Xing-Muttergesellschaft New Work).

Der Unterschied zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung wird «blinder Fleck» genannt. Eine Bekannte (Single, Ende vierzig) sitzt seit vergangem Jahr auf Teneriffa im «Home-Office». Weil's dort lässig ist. Und das Wetter besser. Für die Arbeitgeberin, so sieht's aus, ist das okay. Ein Bekannter (verheiratet, um die vierzig, ein kleines Kind) verbrachte Monate in Süditalien, mit Familie, weil's dort lässig ist. Und ... Der Entwurf ist klar, denke ich. Beide, nebenbei erwähnt, behaupten, für ihre Arbeitsproduktivität spiele es keine Rolle, ob sie *remote* oder im Büro wie früher im Einsatz seien.

Ihr Kolumnist, mit Respekt, neigt zu Zweifeln. Er ist zwar nicht der Meinung, Home-Office sei eine grundsätzlich unnütze Massnahme (wie etwa der Restaurant-Shutdown), was die Covid-19-Lage angeht. Nein, er versteht die zugrundeliegende Überlegung, schliesslich hält man sich im Büro möglicherweise stundenlang in nächster Nähe vieler fremder Leute auf. Aber die Gleich-hohe-oder-höhere-Effizienz-Beteuerung ist eine andere Geschichte – eine falsche in seinen Augen.

MvH, nebenbei erwähnt, arbeitete von 1998 bis 2018 im Home-Office, vor knapp drei Jahren bezog er, familiär bedingt (kleiner Sohn, teilweise zu Hause betreut) ein Auswärts-Office. In diesen 23 Jahren bin ich zur Einsicht gekommen, Home-Office funktioniert

*Das Lesen dieser Spalte während der Arbeitszeit wird im Schnitt mit Fr. 3.20 entlohnt.*

für a) Selbständige b) Arbeitnehmerinnen und -nehmer mit prüf- und/oder bewertbaren Aufgaben sowie idealerweise regelmässigen Deadlines plus c) aussergewöhnlich Einsatzfreudige/Aufrichtige. Der Rest der arbeitenden Bevölkerung, möglicherweise zwei Drittel oder so, unterperfornt wahrscheinlich, wenn von zu Hause aus gearbeitet wird. Weil es immer etwas gibt, was man noch rasch erledigen muss, bevor man den nächsten Geschäftstask angeht. Oder, mit anderen Worten, weil das des Menschen Natur ist. Überschriften wie «Bei der Swisscom will kaum jemand aufs

Home-Office verzichten» (*Handelszeitung*) oder «Adieu, liebes Büro!» (*NZZ*) versteht MvH als schlechte Nachrichten respektive Voraussagen, die Angst machen. Nicht, dass er etwas gegen den Einklang von Privat- und Berufsleben hätte, dieser ist wichtig – zumindest in einer idealen, wunderbaren Welt.

In der realen, unbequemen Welt aber verordnen die Entscheidungsträger unserer schärfsten Mitbewerber-Länder ihren Einwohnern keine Home-Office-Pflicht. Und die Work-Life-Balance ist ihnen auch egal. Mit anderen Worten: Dort ist die Effizienz höher.



## UNTEN DURCH

### Die grosse Liebe

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno hat sich einen Hund gekauft. Er sagt, es sei «eine Art Schäferhund». Meiner Meinung nach ist es eher eine Art Tierheimhund mit Verhaltensstörungen. Bruno ist der Typ, der keinen neuen Hund kauft. Sondern er hat Mitleid und kauft einen gebrauchten aus dem Heim, und natürlich sucht er sich den mit den meisten Verhaltensstörungen aus, weil den sonst niemand kaufen würde.

Na ja, was soll's, der Hund ist schon neun Jahre alt, der wird mich nicht mehr lange anknurren. Das tut er nämlich: Er sitzt in Brunos Wohnzimmer auf einer Hundedecke und knurrt mich an. «Weil er spürt, dass du ihn ablehnst», sagte Bruno gestern. «Ich lehne ihn ab, weil er mich anknurrt», sagte ich. «Du musst diesen Teufelskreis durchbrechen», sagte Bruno. «Soll er ihn doch durchbrechen», sagte ich. Der Hund heisst Joggel, und jede Nacht um drei Uhr beginnt er zu bellen. «Das ist ein bisschen gewöhnungsbedürftig», sagte Bruno mit schwarzen Ringen unter den Augen. Er habe



wegen des Bellens im Tierheim angerufen, und der Pfleger habe gesagt, genau um drei Uhr nachts sei Joggels früheres Herrchen verstorben. Das ist jetzt sieben Jahre her, aber all diese Jahre sind für Joggel wie ein Tag. «Er hat nur einmal in seinem Leben wirklich geliebt», sagte ich, «dich wird er höchstens tolerieren.» Bruno sagte: «Mich wird er auch lieben, du wirst schon sehen!»

Bruno denkt, dass er sich Joggels Liebe mit Intelligenzspielzeug für Hunde erkaufen kann. Es ist eine dicke Holzscheibe mit acht Kammern, in einer von ihnen ist ein Leckerli versteckt: Joggel hat es bisher noch kein einziges Mal gefunden. «Weil er gar nicht sucht», sagte Bruno, «wenn er suchen würde, würde er es sofort finden!» «Sein erstes Herrchen», sagte ich, «hätte ihn niemals mit solchen Intelligenztests überfordert. Die beiden liebten sich bedingungslos. Aber du wirst für Joggel immer nur dasselbe sein wie für Roswitha.»

Roswitha ist Brunos Ex-Frau. Sie hatte Bruno geheiratet, nachdem ihre grosse Liebe Lorenz eine Kanadierin kennenlernte, die wiederum für ihn die grosse Liebe war. Die grosse Liebe ist nämlich ein Wanderpokal. Aber man kann ihn nur einmal gewinnen, und danach ist er für immer verloren.

Joggel ist ein lebendiges Zeugnis dafür. «Ich schlage vor, du lässt ihn einschläfern», sagte ich. «Man kann nicht alle Leute einschläfern lassen», sagte Bruno, «deren Herz noch an jemand anderem hängt.» Bruno geht mit Joggel immer kurz vor Mitternacht noch mal raus, bei jedem Wetter, und dann wirft er Stöckchen, um Joggel zu ermüden, damit er um drei Uhr endlich mal schläft. Aber Joggel sucht nicht nach dem Stöckchen. Denn er muss seine Kräfte schonen, um fit zu sein für sein Drei-Uhr-Gebell.

«Ich habe Entspannungstabletten für Hunde gekauft», sagte Bruno, «heute Abend mische ich zwei in sein Futter.» «Das klingt für mich wie Einschläfern durch die Hintertür», sagte ich. Als meine grosse Liebe Beatrice mich verliess, schlief ich drei Wochen lang mit ihrem Foto neben mir auf dem Kissen. Nach drei Wochen hatte ich eine andere. Meine Liebe für sie war zirka 25 Prozent kleiner als die zu Beatrice, aber das erwies sich als Vorteil, als sie einen anderen kennenlernte: Ich schlief nur fünf Tage mit ihrem Foto auf dem Kissen und nicht mehr drei Wochen wie bei Beatrice. Bei Alexandra schlief ich dann sogar gleich nach der Tren-

nung ohne Foto. Eigentlich ist Joggel dumm bis in die Schwanzspitze. Er glaubt, dass wir Menschen von einem Hund unverbrüchliche Treue erwarten. «Du kannst dein altes Herrchen ruhig vergessen», sagte ich zu Joggel, «das machen wir Menschen auch.» Joggel legte den Kopf schief. «Ja, leg nur den Kopf schief», sagte ich, «dann rutscht vielleicht dein Gehirn ins Startloch.» Daraufhin warf Bruno mich raus. Mir egal, ich hab noch andere Freunde.



## FAST VERLIEBT

### Büroaffären

*Claudia Schumacher*

Ach herrje, dieser Tage dachte ich: «Don't fuck the company» ist eine wirklich gute Losung. Was gibt es Peinlicheres als Büroaffären? In meinem Umfeld durfte ich schon einige erleben. Als Aussenstehende hat man dann viel zu tratschen, am besten bei Popcorn. «Es ist der Klassiker», erzählte mir jetzt eine Bekannte von einer Affäre, die sich gerade in ihrem Unternehmen abspielt: «50-jähriger Mann mit Macht vernascht die junge Mitarbeiterin und verlässt Frau und Kind.» Alle tuscheln, das ganze Unternehmen regt sich auf – aber die beiden ziehen eine Romeo-und-Julia-Geschichte durch: Liebe gegen alle Widrigkeiten!

«Macht doch nicht so viel Aufhebungs!», sagte ich zu meiner Bekannten. «Euer Rumoren ist doch das Einzige, was die beiden zusammenhält.» Menschen mit Büroaffären kommen mir manchmal vor wie Kinder: «Du darfst nicht!» ist Teil des grossen Reizes. Zuerst beteuern sie die grosse Liebe und gehen allen damit auf den Keks. Über die junge Frau wird gelästert, sie schlafe sich nach oben, während der Alpha-Mann plötzlich unangenehm auffällt mit Löcherjeans und Wörtern wie *cringe*. Aber ist Ihnen auch schon aufgefallen, dass solche

Liebesrebellin sich oft schnell wieder trennen, sobald der Rummel sich legt?

Womöglich liegt es daran, dass diese Geschichten selten mit Liebe zu tun haben. Vielleicht geht es eher darum: Zwei Menschen langweilen sich, es fehlt ihnen an Aufmerksamkeit. Sie stehen blockiert in ihrem Leben und wissen nichts mit sich anzufangen. Und was ist der schnellste und leichteste Weg aus der eigenen Bedeutungslosigkeit heraus? Eben: sich zu verlieben.

Plötzlich liegt der Mann nach zwanzig Ehejahren wild schnaufend neben einer jungen Nackten im Bett und glaubt, noch nie so gefühlt zu haben. So viel Liebe, so viel Leben: Diese Frau ist die Richtige! Dabei ist er nur etwas träge geworden in den letzten Jahren, etwas grau. Er weiss nicht mehr, wer er ist und wer er sein will in der zweiten Lebenshälfte – vielleicht kann er ja einfach die erste Lebenshälfte wiederholen? Natürlich kann er das nicht, was alle wissen, ausser er. Derweil lässt sich die junge Frau von dem einflussreichen Mann erzählen, wie talentiert sie sei, und meckert bei ihren Kolleginnen darüber, dass sich jetzt viele das Maul über sie verrissen und wie ungerecht das doch sei – obwohl sie am Ende des Tages nicht selten doch einen beruflichen Vorteil aus der Affäre zieht.

Womöglich geschieht so etwas nicht aus Kalkül, sondern aus Naivität. Naivität, gepaart mit einer grossen seelischen Bedürftigkeit. «Verliebtheit ist das Liebesmodell des Narzissten», sagt der Berliner Autor Michael Nast. «Weil letztendlich hast du zwei Leute, die sich permanent überhöhen.»

Die Verliebtheit ist nicht gespielt, der Rausch ist echt. Und trotzdem geht es beiden nur um sich selbst.



# Ein bisschen Ekstase

Die Plätze, an denen ich war und an denen ich gerne die Zeit angehalten hätte.



*Schwer- und Fliehkraft gleichzeitig.*

**E**r kommt schubweise, der kleine Seeleninfarkt. Wie eine langsam vom Meer heraufziehende Gewitterfront nähert er sich den Ufern der eigenen Seele, und sein Wind ist die Apathie, der lästigste aller Winde. Die Seele beginnt ob der herannahenden Unbill sich zurückzuziehen, ihre Fenster und Türen zu schliessen, sich zu verpuppen in einem Shutdown, um ihr Allerinnerstes zu schützen.

Dann bläst der Wind gegen ihre Fundamente, die Seele krümmt sich klein zusammen, und sie fängt an, leise zu wimmern. Nicht laut, das wäre weniger schlimm. Es sind kleine, herausgepresste Hilferufe, sie klingen wie gemurmelte Erlösungsgebete. Nach einer gewissen Zeit lassen sie nach, dann, wenn die Seele sich in ihre Gefangenschaft gefügt hat. Und dann sind da keine kleinen, fetzenartige Sehnsuchtsbilder mehr, nur noch ein einzig grosses.

## Küche oder Karibik

Am Anfang dieser Pandemie sehnte ich mich nach dem Meer, nach Sand unter den Füßen, dem Geräusch, das Palmblätter im Wind machen, einem Drink in einer Strandbar, nach Tanzen im Rhythmus der Wellen, nach all dem ausgelassenen Geräusch, das Glück macht. Inzwischen sehne ich mich nach der ganzen Welt, wenn die Seele einen Showdown-Schub durchleidet.

Ich sehne mich nach all den Plätzen, an denen ich war und an denen ich gerne die Zeit angehalten hätte. Und ich sehne mich nach

all jenen Orten und Topoi, an denen ich noch nicht war und bei denen ich eine Möglichkeit für Glück, Erfüllung und ein klein wenig Ewigkeit auf Erden vermute, zumindest aber diese relative Unbeschwertheit vom Gewicht der Existenz, wenn der vom Leben immer schwerere Rucksack des Lebens kaum mehr zu spüren ist.

Es ist ein Sehnen nach diesem Gefühl, das vollumfänglich nur Kindern vorbehalten ist und, so vermute ich, Sterbenden in den letzten Zügen; jenem der Fraglosigkeit und Gewissheit im Hier und Jetzt, einem Verweilen auf der Zeitinsel eines Moments. Natürlich ist diese Befreiung vom Sein durch das Tief-im-Sein-Sein nicht an einen Ort gebunden. Sie kann in der eigenen Küche entstehen oder in der Karibik. Wobei, so meine Erfahrung, sie beim Reisen häufiger auftritt, weil die Sinne befreiter sind, was wiederum damit zusammenhängt, dass wir in Bewegung sind, zurückkehren zu unseren Wurzeln, dem Nomadischen.

Ich hielt Sesshaftigkeit nie für eine gute Sache, und ich halte sie auch nie für länger aus. Vielleicht daher diese romantischen Überreaktionen, dieses fast schon naive Sehnsuchtsfieber, diese aufkeimende Panik, dass Paradiese ganz lange noch geschlossen bleiben könnten, diese Angst, die Welt zu verpassen, während es doch gerade die Welt ist, die einem den Zutritt verwehrt, einen aussperrt und einen höchstens in den umhagten Vorgarten seiner Existenz lässt mit den ewig selben Aussichten, Bäumen,

Pflanzen und langsam auch dem immergleichen Himmel darüber, den auch Rotwein inzwischen nicht mehr gefälliger färben kann.

## «Like a Prayer»

So versuche ich, mich wegzuträumen, wenn die Gewitterstürme des Lebens am Haus meiner Seele zehren, warte, bis alles vorbei ist, rapple mich zusammen und sammle Kraft für die nächste Hoffnung. Spiegle mir all meine Sehnsuchtsorte an mein inneres Auge; die Sambesi-Wasserfälle, den Baikalsee, den Blick vom kleinen Strand auf der Peloponnes auf den Profitis Elias, die Holzhütte auf Stelzen in den Gewässern, in denen der Rio Negro mit dem Amazonas verschmilzt, diesem *encontro das águas*, der mir nach zwei Tagen schon Heimat geworden war. Diese Autofahrt mit meiner Tochter und meinem Bruder, ebenfalls auf der Peloponnes, runter ans Meer, der versinkenden Sonne entgegen und einem Drink, der Geist gerade verweht in allem, und aus den Lautsprechern strömt Madonnas «Like a Prayer», und wir drehen voll auf, so laut, dass alle Geräusche der Welt ganz leise werden, tanzen auf unseren Autositzen einer göttlichen, bassgeschwängerten Leichtigkeit entgegen, und wir kommen dort an, wo ein bisschen Ekstase die Schwer- und Fliehkraft gleichzeitig ist, jeder für sich und doch alle zusammen, und ich glaube, wir fühlten alle, dass wir gerade beschenkt werden, vom Sein, vom Universum, von Gott, was weiss ich.

# Wasser und Erde

Für Safet Salai, 59, entsprechen die Theorien von Qanon seiner Sicht auf die Welt. Er macht sich damit keine Freunde.

Als Grafiker und Webdesigner inspirieren mich das weisse Blatt Papier, der leere Bildschirm. Die Herausforderung, etwas Schönes zu kreieren, motiviert mich. Für mich muss alles stimmen, die Typografie, die Bilder, die Aussage. Ich lege Wert auf das Erlebnis, das einem Websites, Plakate, Prospekte, Logos verschaffen können. Nebenbei male ich und administrierte seit wenigen Monaten die Qanon-Facebook-Gruppe. Oder besser: Das tat ich, bis man uns den Account gelöscht hat – trotz über 2000 Mitgliedern. Also wechselten wir auf Telegram. Dort amtet ein anderer Administrator. Einen Gruppenzwang gibt es nicht. Qanon ist für mich keine Sekte, sondern eine Ideologie. Es geht darum, das Leben zu verschönern, es wertvoller zu machen.

Geboren wurde ich in Sarajevo. Ich war ein Contergan-Opfer. Das Beruhigungsmittel wurde meiner Mutter in der Schwangerschaft verschrieben. Als ich zur Welt kam, hatte ich keinen rechten Unterschenkel. Meine Kindheit verbrachte ich mehrheitlich in einem Spital in Istrien – mit Meerblick. Die Rehabilitation war für mich wie Ferien.

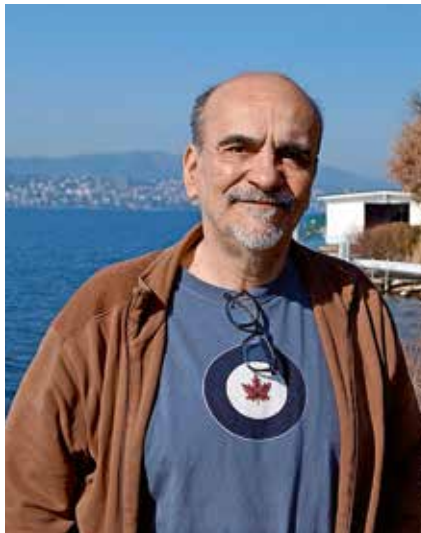
Als Teenager besuchte ich das Gymnasium. In der Freizeit musizierte ich, hörte Genesis und Pink Floyd. Politik interessierte mich null, in Jugoslawien hatten wir alles. Die Liebe führte mich 1982 in die Schweiz. Plötzlich war ich Hausmann und musste meine akademische Ausbildung in Anglistik im Fernstudium abschliessen. 1984 fand ich hier erstmals Arbeit. Ich putzte in einem Restaurant. Als etwas später eine kleine Agentur verzweifelt nach Grafikern suchte, bewarb ich mich. Am Tag darauf startete ich, ganz ohne Vorkenntnisse. Es war Learning by Doing, bis ich mich 1991 selbstständig machte.

## Schlacht der Medien

Auf Qanon wurde ich zu Beginn des Shutdowns aufmerksam, als ich der Schweizer Facebook-Gruppe beitrug. Mit weiteren Personen prüfte ich dann die Inhalte, in 99,9 Prozent der Fälle war alles vertretbar und moderat. Eingreifen musste ich, wenn aggressiv kommentiert wurde. Und bei Trollen. Selber postete ich viel aus anderen Qanon-Gruppen, zum Teil auch New-York-Times-Artikel. Ich wollte zeigen, was die Medien für eine Schlacht durchziehen – zum Beispiel gegen Trump. Am meisten stört mich, wie viel gelogen wird. Etwa die Mondlandung,

darin glaube ich nicht. Ich kann mir auch nicht vorstellen, wie sich Wasser um die Erdkugel biegen könnte – egal, was für Kräfte wirken. Solche Theorien werden nur verbreitet, um uns Geld zu entlocken. Davon profitieren verbandelte Gruppen, wie auch beim Handel mit Kindern.

Qanon ist menschen-, nicht geschäftsorientiert. Das ist weder eine linke noch eine rechte Ansicht, sondern eine weltliche, mit Liebe. Wer mir Rechtsextremismus nachsagt, den finde ich unter aller Sau. Und ein



*Suche nach Wahrheit:* Aktivist Salai.

Verschwörungstheoretiker bin ich nicht, das wäre sonst jeder, der nach der Wahrheit sucht. Ich hinterfrage alles, und ich finde, das sollten wir alle. Auch Qanon-Posts plappere ich nicht unüberlegt nach. Je länger, je mehr glaube ich nur, was ich erfahre.

25 Jahre lang spielte ich Schlagzeug in einer Band. Wir sahen uns jede Woche. Als ich anfing, mich sporadisch über das Weltgeschehen zu äussern, begannen meine Freunde, mich zu durchforsten. Meine Weltsicht passte ihnen überhaupt nicht. Vor wenigen Wochen schlossen sie mich aus. Ich meine, würde mir jemand irgendwelches Zeug erzählen, würde ich diskutieren und dann halt sagen: «Das finde ich nicht richtig.» Aber das tut mir ja nicht weh. Wer wie ich denkt, ist bei mir immer willkommen, und wer anders denkt, auch.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Erinnerung

**Roggenmoser:** So ein Jahr wie das Jahr 2020 gibt es hoffentlich nie mehr wieder.

**Eggenschwyler:** Es war ein herrliches Jahr!

**Roggenmoser:** Dieses Jahr kann mir gestohlen bleiben und zwar das ganze. Es war in jeder Beziehung ein desaströses Jahr.

**Eggenschwyler:** Aber was für ein Sommer!

**Roggenmoser:** Milliarden einfach so zum Fenster rausgeworfen...

**Eggenschwyler:** Herrlich war der!

**Roggenmoser:** Ein Katastrophenjahr.

**Eggenschwyler:** Der Sommer 2020 war der schönste Sommer, den wir seit langem hatten.

**Roggenmoser:** Ein übles Jahr war das.

**Eggenschwyler:** Und dann noch dieser Prachtwinter, der einem so herrlichen Sommer gefolgt ist ...

**Roggenmoser:** So ein mieses Jahr wie das Jahr 2020 habe ich noch nie erlebt.

**Eggenschwyler:** So viel Schnee gab es in diesem Winter. Wie wunderbar weiss alles war!

**Roggenmoser:** Am besten, wir vergessen dieses Jahr.

**Eggenschwyler:** Der liebe Gott hat uns ein so wunderbares Jahr geschenkt.

**Roggenmoser:** Der Bundesrat ist eine Katastrophe.

**Eggenschwyler:** Und selbst jetzt noch, im März, hat es so viel Schnee, dass man in der warmen Frühlingssonne Skifahren kann.

**Roggenmoser:** Die Wirtschaft zerstört, das soziale Leben zerstört, die Freiheit zerstört ...

**Eggenschwyler:** Sogar für heute war schlechtes Wetter angesagt, und trotzdem scheint die Sonne.

**Roggenmoser:** So etwas darf sich nie mehr wiederholen. Aber vermutlich wird das Jahr 2021 auch nicht besser. Der Bundesrat macht jedenfalls keinen Anschein, als würde er die Lage jemals wieder in den Griff bekommen.

**Eggenschwyler:** Zum Glück hat der Bundesrat keinen Einfluss auf das Wetter.

*Andreas Thiel*

## Neurosen und Soul-Food

Wirtschaft zur Shtund, Augustinergasse 28, 8001 Zürich; Hotel Storchen, Weinplatz 2, 8001 Zürich; Montag bis Samstag, 12 bis 18 Uhr

Kürzlich unterhielt ich mich mit einer Psychologin darüber, was die Pandemiepolitik für gesellschaftliche Folgen haben könnte. Werden etwa die neurotischen Angststörungen einfach wieder verschwinden, die mittlerweile weitverbreitet sind? Das werde Zeit brauchen, meinte sie. Mein Thema hier ist aber nicht die menschliche Seele an sich, sondern vielmehr der Bauch, wobei das eine mit dem andern gerade beim Essen natürlich eng verknüpft ist.

Aber auch im kulinarischen Themenkomplex wird es möglicherweise neue Impulse geben – ganz abgesehen davon, dass die Gastronomie und die Hotellerie im Tourismusland Schweiz wohl beschädigt aus dieser Krise herauskommen



werden. Eine Folge der Pandemiepolitik und insbesondere des anhaltenden Verbots für Restaurants, Gäste an Tischen bewirten zu dürfen, ist aber auch, dass hochdekorierte Köche sich Gedanken über *comfort*-Food machen. Das ist eine gute Sache, und es wird interessant zu beobachten sein, wie viel davon übrigbleibt, wenn wir vom Katastrophen- wieder in den Normalmodus zurückgefunden haben.

*Comfort*-Food meint einfache, beliebte Gerichte – essbare Seelenwärmer sozusagen. In

Zürich beispielsweise bietet der Koch des Jahres 2021, Stefan Heilemann (18 Punkte, 2 Sterne), im «Widder»-Hotel neuerdings ein wunderbares Sandwich an: Ein Röstzwiebel-Brioche wird gefüllt mit 48 Stunden lang geschmortem Schweinebauch, Koriander-Avocado-Creme, Thai-Coleslaw, frischem Chili und Koriander. So etwas gab es bisher in Zürich nicht.

Im Schwesterhotel «Storchen», nur ein paar Schritte weiter Richtung Limmat gelegen, verkauft Stefan Jäckel (16 Punkte, 1 Stern) einen hervorragenden Hamburger über die Gasse. Zwischen zwei buttrige Brioche-Bun-Hälften packt er medium gebratenes Fleisch mit Bergkäse, rauchiger Barbecue-Sauce, säuerlichem Coleslaw, süßem Zwiebel-Confit, Gurke und Tomate. Ein sorgfältig zubereiteter Trost auch dies.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Müller-Thurgau im Aargau

Weingut zum Sternen, Würenlingen:  
Würenlinger Riesling×Sylvaner 2019.  
AOC Aargau. 12%. Fr. 14.50  
www.weingut-sternen.ch

Dr. José Vouillamoz, geboren 1971 in Saillon im Kanton Wallis, ist weltweit ein unerlässlicher Experte, wenn es um Vaterschaftsklagen geht. Allerdings um solche der besonderen Art. Seine Spezialität ist die Genetik von Rebsorten. Neben zahlreichen Meriten im wissenschaftlichen Bereich (er arbeitet u.a. am Institut für Pflanzenbauwissenschaft Agroscope Changins-Wädenswil) hat er das Verdienst, als Autor und Mitherausgeber zum weltweit massgebenden Standardwerk «Wine Grapes – A complete guide to 1368 vine varieties, including their origins and flavours» beigetragen zu haben (mit Jancis Robinson und Julia Harding), einem bei Harper Collins in New York 2012 erschienenen Wälzer von 1280 Seiten.

Wesentlich schlanker, aber nicht weniger kompetent ist Vouillamoz' Band «Schweizer Rebsorten – Ihre Geschichte und Ursprünge» (Haupt, 2018), gleichermassen



allen zu empfehlen, die mehr über die Herkunft der Materie wissen wollen, die sie im Glas inspiriert. Allerdings, mit Ausnahme der Chasselas, nur im Fall von Sorten, die Spezialitäten, sozusagen ein Minderheitenprogramm, sind. Wer zu den Hauptsorten Merlot, Gamay und Pinot noir mehr erfahren will (die ja auch niemand im Ernst als «Schweizer Rebsorten» bezeichnen mag), muss zum englischsprachigen Standardwälzer greifen.

Gleiches gilt im Fall der am zweithäufigsten angebauten Weissweinsorte der Schweiz, der Müller-Thurgau, die gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts dem in Tägerwilen geborenen Hermann Müller als Kreuzung gelang – wie er vermutete, aus Riesling und Silvaner. Der Name Riesling×Silvaner (oder Rivaner) hat sich bis

heute gehalten, obwohl Genetiker später herausfanden, dass der zweite Elternteil die inzwischen verschwundene Madeleine Royale ist.

Wie auch immer: Müller-Thurgau, die frühreife, ertragreiche Sorte wurde zur zeitweise erfolgreichsten Rebe Deutschlands, allerdings auch zur meistverachteten (das «Oxford Weinlexikon»: «Sie hat dem deutschen Weinbau Unheil gebracht»).

Das Odeur einer banalen Sorte wurde sie bis heute nicht ganz los. Unter der Hand von Könnern aber entstehen wunderbar nuancierte, zitrusbetonte, weissfruchtige Weine mit einem subtilen Muskat-Ton und einer Anmutung von Fernweh nach Exotik. Bei aller nüchtern ostschweizerischen Wurzelhaftigkeit wie bei diesem Würenlinger aus dem Aargau, einem ganz und gar unprovinziellen, gleichzeitig diskreten und generösen Müller-Thurgau, genau nach dem Motto einer alten Anzeige, die den VW-Käfer in der Form eines gebackenen Brots zeigte («Was man täglich braucht, muss gut sein»): ein Wein, der uns auch beim zweiten Schluck, bei der zweiten Flasche nicht verleidet.

# Schlichte Gemüter

Lichtspiele und Projektionen stimmen einen beim neuen Seat Leon zuversichtlich für den weiteren Tagesverlauf.



Als ich zum ersten Mal per Fernbedienung den neuen Seat Leon entriegelte, fiel mir auf, dass das Auto in grossen Lettern ein fröhliches «Hola!» auf den Asphalt projiziert, sobald der Wagen bereit zum Einsteigen ist. Diese Lichtspiele, die über eine entsprechende Vorrichtung in den Aussenspiegeln erzeugt werden, sind mittlerweile weit in die Mittelklasse hinein zu einer Art Branchenstandard geworden. Man sieht meist Markenlogos oder auch Fahrzeugumrisse.

Das fröhliche «Hola!», die weitverbreitete optimistische Grussformel Spaniens, stimmte mich zuversichtlich für den weiteren Tagesverlauf. Ich bin ein schlichtes Gemüt, auf solche simplen Tricks spreche ich unverzüglich an. Aber der Seat Leon, gewissermassen die spanische Variante des neuen Golf 8, war auch abgesehen davon in den folgenden zwei Wochen ein Garant für gute Laune.

Ausserlich tritt der Leon gewollt dynamisch auf, edel wirkt wiederum das durchgehende Leuchtband am Heck, ein Stilelement aus der automobilen Oberklasse. Auch der auf noch wenige analoge Schalter und Bedienelemente reduzierte Innenraum macht einen guten Eindruck. Der grosszügig verbaute, aber wertig wirkende Kunststoff wird aufgewertet von einem feinen LED-Lichtstreifen, der sich von der Oberseite der vorderen Türen entlang der Unterseite der Frontscheibe zieht. Das sieht nicht nur hübsch aus, sondern ist durchaus auch funktional. Ist eine Türe geöffnet oder erkennen die Sensoren einen anderen Wagen

im toten Winkel, wechselt der Streifen die Farbe. Eine weitere Spielerei, die einem den Tag verschönert, sofern man auf diese Art einfacher Reize anspricht natürlich. Diese LED-Ambientebeleuchtung kostet zwar 390 Franken extra, das scheint mir aber kein zu hoher Preis für etwas mehr Freude und Eleganz.

Dass moderne Autos letztlich hochentwickelte und komplexe Computersysteme auf Rädern sind, ist daran zu erkennen, dass es eine ganze Weile dauert, bis der Seat nach dem Drücken des Startknopfs aufgestartet ist. Die Software braucht ihre Zeit und hat ihre Tücken, die Verbindung mit Apple Carplay zum Beispiel wird nicht zuverlässig hergestellt.

Sind aber alle Systeme bereit und ist der Leon in Bewegung, gibt es kaum etwas am kompakten Bestseller aus Spanien auszusetzen.

Die neue, vierte Ausgabe ist mit einem zeitgemässen Mild-Hybrid-System mit 48-Volt-Startergenerator motorisiert, der Verbrauch pendelt sich durch diese Massnahme nach 300 Kilometern bei 5,6 Litern ein, was noch unter den Werksangaben liegt. Der Seat Leon ist mit mediterraner Leichtigkeit unterwegs – ein angenehmes, durchaus komfortables Auto in dieser Klasse.

#### Seat Leon FR eTSI

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Benzinmotor, 48 V Mild-Hybrid/Frontantrieb; 7-Gang-DSG; Leistung: 150 PS/110 kW; Hubraum: 1498 ccm; max. Drehmoment: 250 Nm/1500 – 3500 U/Min.; Verbrauch (WLTP): 6,8 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 8,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 217 km/h; Preis: Fr. 33 850.–, Testwagen: Fr. 38 475.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Der Handschuh unter den Sesseln

Eames-Lounge-Chair  
Ab Fr. 5535.–

Obwohl er dieses Jahr 65 wird, sieht man ihm das Rentenalter nicht an. Der Eames-Lounge-Chair hat von seiner zeitlosen Frische nichts eingebüsst. Er wirkt futuristisch-modern wie eh und je. 1956 vom amerikanischen Gestalter-Ehepaar Charles und Ray Eames nach jahrelangem Tüfteln im Fernsehen enthüllt, entwickelte sich der Sessel zu einem der bekanntesten Design-Möbelstücke überhaupt.

Er wurde zum Statussymbol der bürgerlichen Avantgarde der Nachkriegszeit: Er elektrisierte nicht nur Architekten und Fans moderner Kunst, er fand auch Einzug in die Büros und Villen von Grossindustriellen und Uni-Rektoren. Zudem stellte jeder New Yorker Psychoanalytiker, der etwas auf sich hielt, reflexartig einen solchen Lounge Chair inklusive Fuss-hocker in seine Praxis.

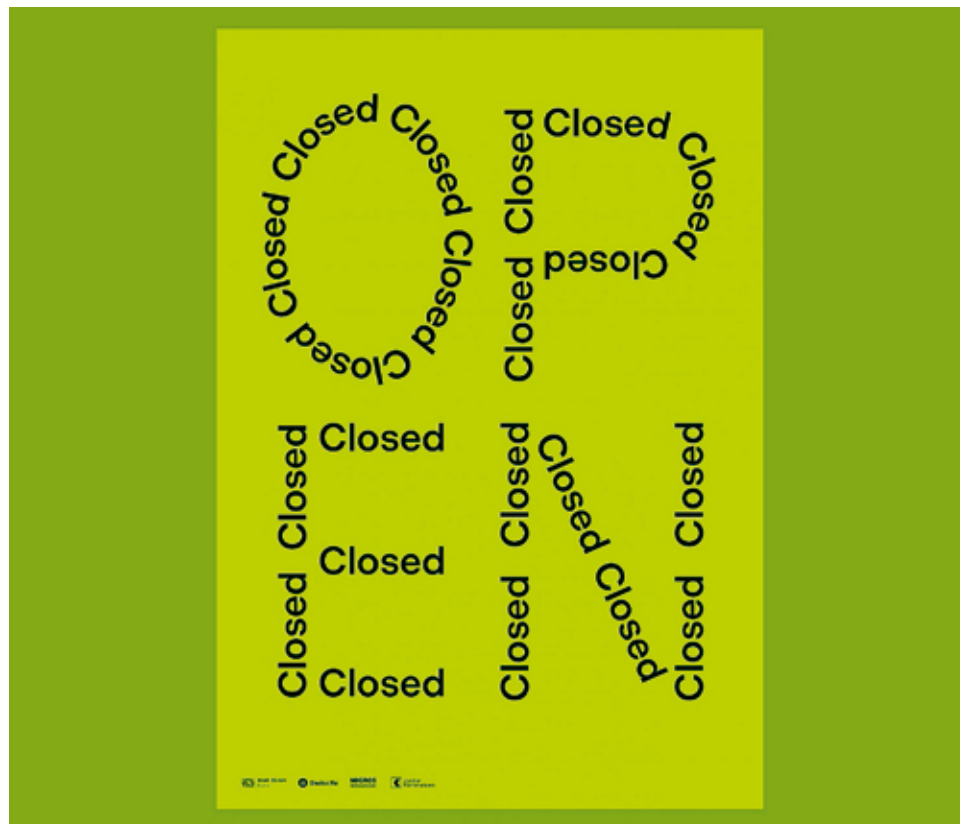
Sein geistiger Vater, Charles Eames, hatte beim Entwerfen allerdings alles andere als Fortschrittliches im Kopf. Er orientierte sich am «warmen, empfänglichen Aussehen eines oft gebrauchten Baseball-Handschuhs». Eine wichtige Inspiration kam auch von Regiemeister Billy Wilder, dem am Filmset ein bequemer Sessel fehlte, auf dem er sich in den Pausen ausruhen und schlafen konnte.

Den Eames-Lounge-Chair gibt es in zwei Grössen und «in unterschiedlichen Kombinationen von Lederbezügen, Holzschalen und Untergestellen», wie es beim Hersteller Vitra (vitra.com) heisst. Dort kann er auch bestellt werden.

*Benjamin Bögli*

# Stichwort: Worthülse

Es scheint, mit dem Stillstand der Kultur wird kompensiert, indem jetzt alles sublimiert, vulgo zur Kultur erhoben wird. Aus aktuellem Anlass hier das unvollständige Protokoll eines galoppierenden Begriffs: 1.) Einkaufskultur (Stichwort: boomender Online-Handel), 2.) Service-Kultur (Stichwort: offene Terrassen), 3.) Verbotskultur (Stichwort: Burka), 4.) Home-Office-Kultur (Stichwort: Jogginghose aus Anzugsstoff), 5. Angstkultur (Stichwort: Unispital Zürich), 6.) Sprachkultur (Stichwort: generisches Maskulinum), 7.) Hygienekultur (Stichwort: Hände waschen), 8.) Diskussionskultur (Stichwort: H\*\*\*e f\*\*\*\*g Glarner), 9.) Esskultur (Stichwort: *home delivery*), 10. Debattenkultur (Stichwort: Corona-Diktatur), 11. Beziehungskultur (Stichwort: Online-Dating), 12. Bildungskultur (Stichwort: Gymi-Prüfungs-Wahn), 13.) Protestkultur (Stichwort: Greta), 14.) Kommunikationskultur (Stichwort: Emojis), 15.) Schweigekultur (Stichwort: britisches Königshaus), 16.) Cancel-Kultur (Stichwort: Task-Force-Maulkorb).



Das Schauspielhaus Zürich ist geschlossen, dafür ist jetzt alles Kultur.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Lieber Dr. M, ich bin noch nicht dreissig und habe fast 300 000 Franken auf meinem Konto. In jungen Jahren gibt es dumme Wege, sein Geld auszugeben, aber auch sehr dumme. Was würden Sie vernünftigerweise tun, um nicht alles zu verbraten, damit ich aber trotzdem meine besten Jahre in vollen Zügen geniessen kann?  
J.K., Geroldswil

Was heisst «meine besten Jahre in vollen Zügen geniessen»? Welches sind für Sie Ihre besten Jahre? Und wann geniessen Sie diese in vollen Zügen?

Der eine genießt sie, ohne dass er viel Geld ausgibt, und andere brauchen dazu sehr viel Geld. Der eine spart, damit er im Alter sorgenfrei leben kann, für ihn sind wohl seine besten Jahre die nach dem



Arbeitsleben. Und in vollen Zügen geniessen heisst für ihn, im Alter unbekümmert über die Runden zu kommen. Was streben Sie an? Man kann lediglich sagen, dass Sie glücklich sein können, schon mit nicht einmal dreissig Jahren 300000 Franken auf Ihrem Konto zu haben. Das können Ihnen nur wenige Menschen nachmachen. Und ich begreife etwas Ihre Angst, das Geld dumm auszugeben.

Ich rate Ihnen, dieses Geld nicht mit allzu grossen Risiken anzulegen. Besser in seriöse Firmen mit einer vernünftigen Dividende und soliden Wirtschaftsaussichten investieren als in hochspekulative Werte. Sparen ist keine dumme Strategie. Im aller schlimmsten Fall ist es immer noch besser, das Geld gleichsam unter die Matratze zu legen, als es zu verbraten. Entscheiden Sie selbst.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Markus Meier

Der Direktor des Hauseigentümergebietes erklärt den neuen Traum vom Eigenheim. Er fordert, dass die Politik endlich mehr fürs Wohneigentum tut.

Im Moment dürfte sich so mancher Stadtbewohner in seinem Home-Office und so manche Familie in ihrer balkonlosen Altbauwohnung fragen, ob das Leben in den eigenen vier Wänden im Grünen vielleicht nicht doch Vorteile habe. Das noch vor kurzem als spießig empfundene Vorstadt- oder Landleben findet neue Anhänger. Den Traum vom freieren Wohnen zu unterstützen und die Interessen der Wohneigentümer zu vertreten, das ist die Kernaufgabe von Markus Meier, dem Direktor des Hauseigentümergebietes Schweiz (HEV). Und er tut dies aus Überzeugung. Der 59-jährige Baselbieter lebt selber in einer ländlichen Gemeinde und in einem Einfamilienhaus – für ihn die ideale Wohnform. «Wer das Glück hat, in seinem eigenen Haus zu wohnen, kann sich draussen beschäftigen, sich im Garten vertun, und man muss niemanden fragen, wenn man das Wohnzimmer neu streichen lassen will. Zudem hat man mehr Abstand von den Nachbarn und damit auch mehr Freiheiten. Das ist für mich eine hohe Lebensqualität – und wiegt mehr als all die Pflichten und Belastungen, die Wohneigentum gleichzeitig mit sich bringt.»

## «In Richtung Land»

Meier führt den HEV seit bald drei Jahren; der Verband ist mit seinen rund 340 000 Mitgliedern eine politische Grösse. Zuvor war der Kaufmann für die Wirtschaftskammer Baselland tätig. Zu normalen Zeiten reist Meier regelmässig quer durch die Schweiz und besucht die einzelnen Sektionen, nun arbeitet auch er vermehrt im Home-Office. Zum Gespräch treffen wir uns im Sitzungszimmer des HEV im Zürcher Seefeldquartier, an den Wänden Werbeplakate aus den 1970er Jahren, die einen anderen Zeitgeist atmen. «Auch beim Wohnen gibt es Modeströmungen», sagt Meier. «Zuerst sind die Leute vermehrt aufs Land gezogen, nachher wollten alle in die Stadt, das urbane Leben galt als sexy. Gegenwärtig scheint es, dass der Trend

wegen der Pandemie dreht und die Bewegung in Richtung Land anhalten wird.»

Die Immobilien haben in den letzten Jahren enorme Wertsteigerungen erfahren. Was empfiehlt Markus Meier einer jungen Familie, die vom Leben in den eigenen vier Wänden träumt? Sparen? «Es ist paradox: Vor zwei, drei Jahrzehnten scheiterte der Immobilienkauf bei den meisten Leuten am Eigenkapital, sie konnten



Hohe Lebensqualität: Hausbesitzer Meier.

die erforderlichen 20 Prozent nicht zusammenbringen. Heute ist es dagegen oft so, dass die Kaufwilligen das Geld haben, vielleicht aus einer Erbschaft oder weil sie ihre zweite oder dritte Säule einsetzen, aber sie verfügen nicht über das nötige Einkommen für die Tragbarkeit.» Dass die Banken nach wie vor mit Hypothekarzinsen von 5 Prozent rechnen, obschon diese auf absehbare Zeit im Tiefbereich bleiben dürften, hält Meier für nicht mehr gerechtfertigt. «Damit hält man zu viele Leute vom

Kauf ab. Was die junge Familie angeht: Wer weit genug im Grünen sucht, der findet auch heute noch zahlbare Parzellen oder Liegenschaften.»

Während die Nachfrage nach Wohneigentum gross ist, hat das Stimmvolk entschieden, dass die Schweiz nicht weiter zugebaut werden soll; einige Kantone müssen gar Rückzonen vornehmen. Meier findet es umso wichtiger, dass die Vorgaben des Denkmal- und Heimatschutzes gelockert werden. «Man kann nicht alles bis in alle Ewigkeit erhalten, jedes Scheunentor und jedes Stöckli schützen. Damit verhindert man, dass in grossen Dachstöcken attraktive Wohnungen eingebaut werden.»

## Gegen den Eigenmietwert

Ein ewiges politisches Streitthema ist der Eigenmietwert, der Wohneigentümern hierzulande angerechnet wird; es handelt sich um ein fiktives Einkommen, das die steuerliche Gleichbehandlung von Eigentümern und Mietern sichern soll. «Ein kompletter Unsinn, den es nur hierzulande gibt», findet der HEV-Direktor. «Die Schweiz macht alles, damit Wohneigentum unattraktiv wird – obschon die Bundesverfassung verlangt, dass man es fördert.»

Die Abschaffung des Eigenmietwerts steht zuoberst auf Meiers politischer Wunschliste – auch wenn er weiss, dass in der aktuellen finanzpolitischen Situation kein Politiker darauf erpicht ist, eine solch sichere Einnahmequelle aufzugeben. Ein weiterer Punkt betrifft den Klimaschutz. Man sollte den Liegenschaftsbesitzern mehr Zeit lassen, ihr Gebäude energieeffizienter zu machen, findet Meier. «Die ursprüngliche Marschtabelle mit der Energiestrategie 2050 war vernünftig, doch dann hat das Parlament leider übersteuert. Jetzt soll alles sehr schnell gehen, das dürfte zahlreiche Hauseigentümer in Bedrängnis bringen.»

Katharina Fontana

# Mein Leben in den Wäldern

Vor einem Jahr war ich ein Stadtmensch, der die Natur mochte. Heute ist alles anders. Das gehört nun zu meinem Leben: jeden Tag zwei Stunden im Wald.

H. D. Walden

Im März letzten Jahres hielt ich es wegen der Seuche für ratsam, aus Berlin zu verschwinden.

Ich fuhr nach Ostprignitz im Norden Brandenburgs, eine Reise, die man fast als Schweizer Tradition bezeichnen könnte. Denn im 17. Jahrhundert zogen Tausende von protestantischen Schweizer Bauern hierher, um das von Epidemien und Kriegen entvölkerte Land neu zu kolonisieren. So fließt also in den Adern vieler Ostprignitzer Berner Blut, und es fließt ganz langsam, denn hier hat man unendlich viel Zeit.

Nach meiner Ankunft kaufte ich Proviant für vierzehn Tage und zog mich in eine von Wald umsäumte Hütte zurück, die meiner Freundin gehört. Ich war bisher nur an einigen Wochenenden hier gewesen und nur im Sommer, und bei diesen Kurzbesuchen war mir gar nicht aufgefallen, dass diese Hütte eine Art Aussenposten ist. Sie gehört natürlich der Zivilisation an, mit fließendem Wasser in der warmen Jahreszeit, ganzjährig Strom und sogar Internet. Doch die Verbindung zur Zivilisation war brüchig. Die Fahrt ins nächste Krankenhaus hätte über eine Stunde gedauert, vielleicht sogar zwei, denn man musste damit rechnen, dass der Ambulanzwagen die Hütte erst nach längerem Suchen fand.

## Füchse? Rehe? Wölfe?

Nachts breitete sich über der Hütte ein monumentaler Sternenhimmel aus, wie ich ihn zuletzt in der Wüste von Arizona gesehen hatte, und es herrschte eine Stille, in der ich das leiseste Knacken als Alarmzeichen empfand, weil ich allein war und die nächste Menschenseele einige Kilometer weit entfernt. Am Waldrand leuchteten in der Dunkelheit in geringer Höhe über dem Boden Augen, von denen ich nicht wusste, wem sie gehörten – Füchse? Rehe? Man konnte sogar Wölfe nicht ausschließen, denn dreissig Kilometer westlich lebten Wolfsrudel in einem für Menschen heute gesperrten Gebiet, auf dem früher sogenannte Kampfmittel der DDR-Armee getestet worden waren.

Vor einem Jahr war ich ein Stadtmensch, der die Natur mochte – denn wer mag sie nicht?

Wer findet die Natur nicht toll und möchte sie nicht schützen? Ich ass schon lange nur noch Bio-Fleisch, das ich in den Städten an jeder Ecke kaufen konnte, weil die Städte voller Menschen sind, die die Natur toll finden und sie schützen möchten. Ich war auch gegen den Klimawandel und für die Eisbären – wer möchte denn, dass sie aussterben? Aber nach ein paar Tagen allein da draussen in der Hütte im Ruppiner Wald

*Am Abend tauchte wieder ein Waschbär auf, und ich muss sagen, ich freute mich.*

merkte ich, dass meine Beziehung zur Natur sehr kopflastig war und eigentlich nur aus Parolen bestand: «Rettet den Wald!», «Stoppt die Tierversuche!» und so weiter.

Ich merkte es, als mir zum ersten Mal ein Waschbär begegnete. Er lief einfach an der Hütte vorbei, als ich draussen sass und eine Abendzigarette rauchte. Er lief hier vorbei, als gehöre das Land ihm. Ich wusste nicht, ob es ein Dachs, ein Marder oder ein Vielfress war, denn ich hatte noch keins dieser Tiere in natura gesehen. Ich musste im Internet nachschauen.



*„Herrlich! Auf so einer Graupflanze kann man mal so richtig entspannen...“*

Natürlich hatte ich früher auf Zugfahrten mal ein Reh gesehen oder auf der Autobahn mal einen Raubvogel oder am Strassenrand einen plattgefahrenen Pelz, im Zoo einen Löwen oder Orang-Utan. Aber noch nie hatte mich beim Zigarettenrauchen ein wildlebendes Tier angeschaut.

Am nächsten Morgen stand ein Reh vor der Tür. Es rannte weg, aber nur ein paar Meter. Es benahm sich, als sei meine Anwesenheit halbwegs akzeptabel. Am Abend tauchte wieder ein Waschbär auf, und ich muss sagen, ich freute mich. Ich war nun seit einigen Tagen allein hier und empfand den Waschbären als Gesellschaft. Also begann ich, ihn mit Meisenknödeln zu füttern. Er fand das eine gute Idee.

## Dann waren es nur noch zwei

Nach einer Woche, in der jeden Abend fast um dieselbe Zeit ein Waschbär erschien, kam mir zum ersten Mal der Gedanke, es könnte sich um ein und dasselbe Tier handeln. Das war, für mich, ein Quantensprung: Ich begriff, dass die Tiere, die sich hier herumtrieben, Individuen waren.

Ich legte Vogelfutter aus und merkte, dass die Vögel, die für mich bisher nur irgendwelche Vögel gewesen waren, ebenfalls Individuen waren. Es kamen, unter anderem, immer exakt drei Kohlmeisen zur Futterstelle, und als einige Wochen später nur noch zwei kamen, wusste ich, dass einer von ihnen etwas zugestossen war.

Warum liebt ein Hundebesitzer seinen Hund? Weil er natürlich erkennt, dass es sich um einen ganz bestimmten Hund mit einem ganz bestimmten Charakter handelt. Dasselbe geschah bei mir mit den Wildtieren, und um herauszufinden, was meine Wildtiere, für die ich nun ein Gefühl der Sympathie, sogar der Zuneigung entwickelt hatte, den ganzen Tag so trieben, ging ich immer tiefer in den Wald hinein. Ich stiess auf die Pfade, auf denen die Wildtiere gehen, um bei Regen die Füße trocken zu halten und weil es einfach bequemer ist.

Ich dachte früher, dass Tiere sicherlich kreuz und quer übers Gelände laufen, nun sah ich,





*Wenn plötzlich die Zeit fast stillsteht.*

dass das nicht so war, sie benutzen wie wir Wege. Diesen Pfaden folgte ich, bis Wildschweine aus dem Dickicht stoben, die ich in ihrer Mittagsruhe gestört hatte. Die Pfade verzweigten sich, und ich erreichte ein Gebiet, in dem Hirsche mit erhobenem Kopf an mir vorbeirannten. Ihre Eleganz, die Schönheit ihrer Bewegungen überwältigten mich. Über mir kreisten die zwei Raben, deren Rufe sich wie Hundegebell anhörten. Sie folgten mir und beobachteten, was ich machte.

Ich kaufte meinen ersten 25-Kilo-Sack Wildfutter und legte von nun an jeden Tag an einem stark frequentierten Tierpfad Futter aus. Bald kam jede Nacht eine zwölfköpfige Wildschweinrotte, um zu fressen. Es kamen ein Sechzehnder-Hirsch, ein Sechsender-Rehbock, ein Marder und ein einsamer Eber. Sie lebten alle in diesem Wald, der mir immer vertrauter wurde, je öfter ich, auf gut Deutsch gesagt, auf die Fresse fiel – das ist leider, wenn man im Ruppiner Wald abseits der Waldwege geht, unvermeidlich.

Das gehört nun zu meinem Leben: jeden Tag zwei Stunden im Wald. Ich arbeite daran, ohne Kompass und natürlich ohne Google Maps be-

stimmte Stellen im Wald zu finden. Der Ruppiner Wald ist kein Urwald, aber er hat eine ordentliche Grösse, und in den Teilen, die unter Naturschutz stehen, befällt mich manchmal die Angst, mir bei einem Sturz ein Bein zu brechen. Ich würde recht lange auf Hilfe warten müssen, Stunden. In all den Monaten, seit ich in diesem Wald unterwegs bin, sind mir nur einmal andere Menschen begegnet, letzten Herbst zwei Pilzsammler.

Manchmal führe ich Freunde, die mich besuchen, in den Wald – Städter, wie ich mal einer war. Jedes Mal fällt mir auf, dass sie abseits der Wege sofort unter Kontrollverlust leiden. Obwohl sie wissen, dass ich mich auskenne, ziehen sie ihre Handys hervor, um ihre Position zu bestimmen. Sie wollen sich selber zurechtfinden, fast zwanghaft. Bei Frauen ist es besonders ausgeprägt.

### Segnungen des Grosstadtlebens

Das magische Gefühl, wenn man tief im Wald ist und plötzlich die Zeit fast stillsteht, weil die Bäume in einer anderen, ganz stillen und unendlich langsamen Welt leben, stellt sich bei ihnen nicht ein. Aber sie könnten es erleben,

sie müssten nur immer wieder zurückkehren in den Wald.

Eines Tages werde ich in die Stadt zurückkehren, aber jetzt noch nicht. Es ist einfach noch nicht so weit. Ich weiss noch zu wenig über die Tiere, und sie interessieren mich immer mehr, also muss ich noch länger bleiben. Doch mich hält hier auch ein Gefühl. Wenn ich einen Waldrand sehe, aus dem ein Morgennebel steigt, läuft mir das Wasser im Mund zusammen. Ich muss dort hinein.

Theater, Oper, Kino, meine geliebten China-Restaurants – ich vermisse es. Aber wer einmal bei stürmischem Wind sein Ohr an den Stamm einer jungen Kiefer gelegt hat und dieses Geräusch gehört hat, eine Mischung aus fernem Walgesang und dem Knacken von Schiffsplanken, der muss von den Segnungen des Grosstadtlebens erst wieder überzeugt werden.

**H. D. Walden:** ist das Alter Ego von **Linus Reichlin**. Soeben erschienen: Ein Stadtmensch im Wald. Kiepenheuer & Witsch. 112 Seiten, Fr. 22.90.

# Der Hase ist der bessere Journalist

Die Gaming-Community sei sexistisch und frauenfeindlich. Hach!



**B**ei Minusgraden, geschlossenen Restaurants und Freizeitlokalitäten verbringen viele Menschen noch mehr Zeit als sonst vor ihren TV-Geräten, mit Netflix oder Videospiele. Ich weiss nicht, ob Sie es mitbekommen haben, aber Letzteres stellt angeblich ein Riesenproblem dar – für die Frauen.

Beiträge über die Gaming-Szene gibt es etliche, und häufig wird darin ein negativer Spin bemüht. Gerade erst hat eine «Puls»-Reportage des Bayerischen Rundfunks mit dem Titel «Sexismus im Gaming: Wie Gamer\*innen beim Zocken belästigt werden» für viel Kritik unter Gamern gesorgt; darin wollte die Moderatorin aufzeigen, dass Sexismus ein flächendeckendes 24/7-Problem sei. Es war augenscheinlich, dass sie voreingenommen an das Thema heranging. Unter anderem erlebte sie während ihres siebenstündigen Test-Spielens keine sexistischen Kommentare, nahm das aber nicht als Anlass zur Differenzierung, sondern deutete weiter beharrlich an, die Community habe ein Sexismus-Problem. Es stellte sich ausserdem heraus, dass eine Szene gestellt war, aber als echt verkauft wurde. «Puls» hat das Video später offline genommen.

Mit dem beliebten Narrativ feministischer Journalisten, Gamerinnen seien ständig sexistischer Belästigung ausgesetzt, wird eine ganze Community pauschal diffamiert und ein Bild über Männer heraufbeschworen, das nicht der Realität entspricht. Dass häufig Redaktoren über die Gaming-Kultur berichten, die sich «im Gaming überhaupt nicht auskennen», wie die «Puls»-Moderatorin zugibt, ist für den Journalismus wenig schmeichelhaft. Wieso überlässt man das Thema nicht einfach einem Hasen? Er kann die Lage vermutlich adäquater analysieren.

Ich game, seit ich fünfzehn bin, und habe noch nie Sexismus in der Gaming-Community

erlebt. Vielen Gamerinnen geht es genauso. Dass Frauen wie wir in Reportagen über die angeblich frauenfeindliche Szene kaum bis gar nicht zu Wort kommen, sagt eigentlich alles über deren Berichterstattung aus.

Das heisst nicht, dass es keinen Sexismus gibt. Es gibt ihn. Und für manche Frauen kann es sehr schlimm sein, das belegen Studien. Aber für mich liefern sie nicht den ultimativen Beweis, dass sexuelle Belästigung ein umfangreiches Problem ist. Ich halte es für ein Randphänomen.

Die Gaming-Community ist die grösste Gemeinschaft weltweit. Abermillionen von Menschen machen die Gaming-Kultur insgesamt aus. Wie in jedem grösseren Kollektiv gibt es auch hier schwarze Schafe, aber die ganz grosse Mehrheit der Männer verhält sich anständig, sie wollen einfach eine gute Zeit haben. Pöbelnde Kommentare kann es natürlich geben, häufig haben sie aber nichts mit Sexismus zu tun, sondern mit Emotionen, und die gehören dazu. Wir sind am Gamen und schreiben gerade keinen Essay über die Aktivitätsphasen von Wanderameisen in den Subtropen. Es ist ein kompetitives Umfeld, in der Hitze des Gefechts rutscht einem vielleicht ein Spruch über die Lippen, für den man im echten Leben erröten würde. Ist mir auch schon passiert.

Beispiel für Nicht-Gamer: Sie sind im Zeitdruck, stehen an einer Kreuzung im Stau, der vorderste Fahrer schafft es auch bei der dritten Ampel, bei Grün nicht sofort loszufahren. Situation bekannt? Nun stellen Sie sich vor, Sie tragen ein Headset (mit Mikrofon) und könnten dieser Person mitteilen, was konkret Sie in dem Moment denken. Und wenn das ein bisschen grob ausfällt, sind Sie deswegen ja kein Menschen- oder Frauenfeind oder weiss der Kuckuck was.

Jeder bekommt beim Zocken manchmal Hitze ab. Auch Männer. Auch erleben beide Ge-

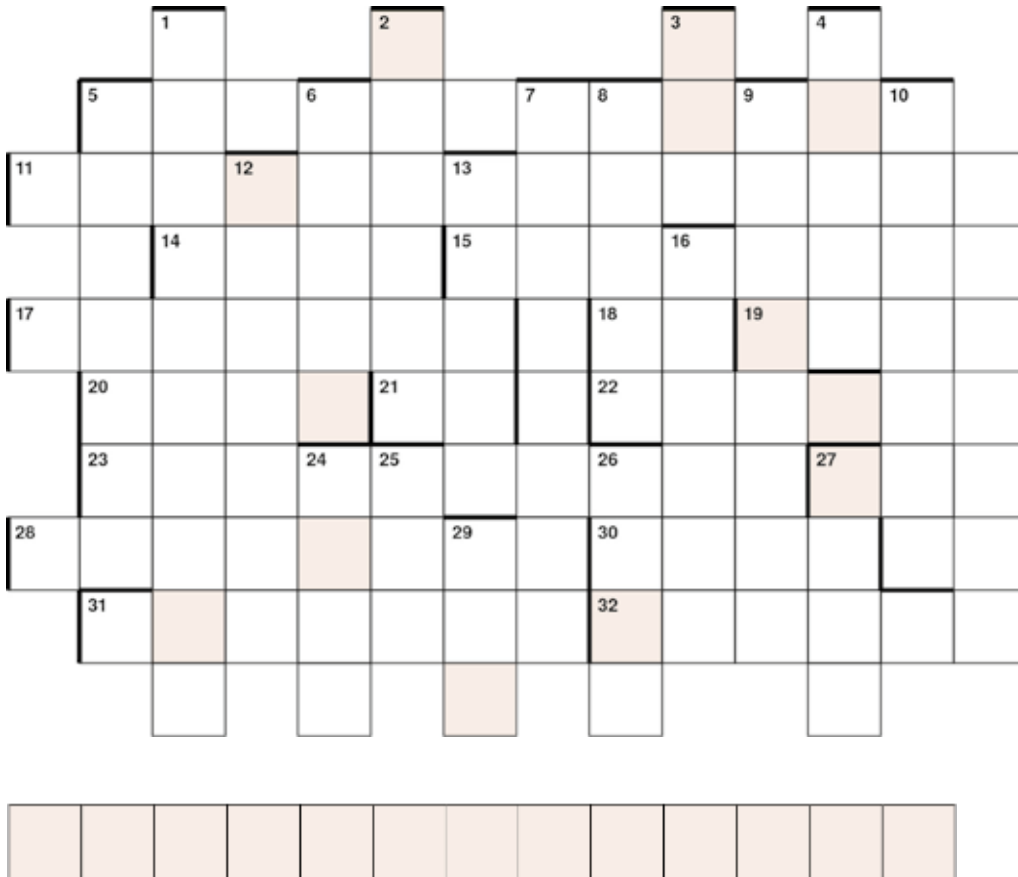
schlechter Online-Belästigung. Eine repräsentative Studie des Pew Research Center von 2014 hat ergeben, dass Männer im Internet mehr von beleidigenden Ausdrücken betroffen sind, auch mehr psychische Drohungen erfahren, Frauen werden mehr gestalkt und sexuell belästigt. Eine andere Studie zeigt, dass 50 Prozent der frauenfeindlichen Tweets von Frauen stammen. Frauen sind nicht immer Opfer und Männer nicht immer Täter.

**E**in anständiges Miteinander zu pflegen, geht uns alle an. Üblen Beschimpfungen am ehesten entgegneten kann man von innen heraus, aus der Community selbst: Sensibilisiert auf das Thema sein, wer Ausfälle beobachtet, sollte diese anprangern. Andererseits muss ich sagen, wenn der Spruch eines Fremden – «Frauen gehören in die Küche» – einem so zusetzt, dass man es auf Twitter schreibt, wenn das ein Selbstbewusstsein torpediert, dann, liebes Mädel, solltest du möglicherweise mal dich und dein Selbstvertrauen kritisch reflektieren.

Wir sind auch beim Zocken keine hilflosen Geschöpfe, wir können uns wehren. Als Antwort auf eine unangenehme Äusserung empfehle ich, die gerne gelebte weibliche Zurückhaltung abzulegen, den Ton des Mikrofons einzuschalten und dem Absender einen entsprechenden Gruss zurückzuschicken. Das würden wohl Männer an der Stelle tun. Und sonst meidet man ihn eben, schaltet ihn stumm.

Frauen wollen doch gleich behandelt werden – aber ist das wirklich so? Bisweilen habe ich den Eindruck, manche Frauen wollen, dass man ihnen anders begegnet, weil sie Frauen sind. Sie wollen eine Extrawurst.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



**Lösungswort** — Wird aus Milch weisser Stuten hergestellt.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **5** So einen müssen Träger zum Tragen und Käufer zum Kaufen von Kracheisen vorweisen. **11** Die fesseln einen rechten oder linken Grossen an seinen linken oder rechten Genossen. **14** Que \_\_, \_\_: Mama McKennas liedlich famose risikolose Zukunftsprognose. **15** Zeigen Zahlen oder Zeiger, die auf Zahlen zeigen. **17** Etwa Cocktailsaucen Cocktails werden damit garn(ell)iert serviert. **18** Ist anderswo, je nachdem von wo, ein Ein oder Nein. **19** Darauf kommt der Reiter im Zweitakt getuckert, gemütlich auf der Flucht vor einer Wolke aus Russ. **20** At a loss? See 32 across. **21** Der Dr., der einem überreicht, ebendem zur Ehre reicht. **22** Eine Abart von Unrat. **23** Reizen und reizen bis die Reizleiter reissen. **27** Boy or girl im Skidress unter Rockidolen. **28** Der, so steht's bei May, hat mit «Howgh!» sein letztes Wort gesprochen. **30** Verwandelt, davor, einen, der dafür, in einen, der dagegen ist. **31** Wie Kriecher, Schleimer, Heuchler und Schmeichler metaphorisch durchs Leben schleichen. **32** Was mit 20 Waagrecht multipliziert in 63 resultiert.

**Senkrecht** — **1** Die in heimischen Ställen residenten Urdeszendenden. **2** Per esempio die bekannte Pikante di Digione. **3** Hey, Ernesto Guerillero! **4** Dem Sohn im alten Rom. **5** Dabei war die Ahnung, Vermutung oder Hoffnung klar ein Irrtum. **6** Nicht Fest und gut, mais fest und Gut. **7** Ein musikalischer Österreicher von früher, musikalisch ein früher Romantiker von heute. **8** Die übergangsmetallische Substanz bietet Oberflächen Schutz und Glanz. **9** Rein chemisch gesehen: Stoffe, die nicht aus Stoffen bestehen. **10** Es passiert noch etwas mehr als nur Datenverkehr, wird zu dieser Video-on-Demand-Brand gechillt. **12** Schwört, wer gerichtlich absichtlich beschwört, was der Wahrheit nicht entspricht. **13** Ein Maki-Macher rollt die Häppchen mit Algenblättchen im Bambusmättchen. **16** Zvormittag. **24** «Ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.» – Friedrich Schiller **25** Ein Inbegriff für «GUIfzierten» Fernzugriff. **26** Macht mit der Tabula in einem Wisch reinen Tisch. **27** Zebi / (tebi · mebi). **29** Das Palindrom ist, exemplarisch archaisch, auch auch, da wo auch also auch ist.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 709



### Waagrecht — 4 SCHILDBUERGER 11

WEHLEIDIGKEIT **14** UFOS **15** AOSTATAL **16** «Ich habe FERTIG» – Giovanni Trapattoni **17** SITIN: Protestsitzen **19** ZUFUSSGEHEN **22** W[EHRLOS] **24** Auf den DREH kommen = etwas herausfinden **25** AHA(!) **26** NUET **27** «Des Kaisers NEUE Kleider» von H. C. Andersen **28** EIE: engl. Ohr (und auch Auge) **30** EIRIR: Einzahl von Aurar (Unterteilung der Isländischen Krone) **31** BOXEROHR: Blumenkohlroh

### Senkrecht — 1 CHLORFREI 2 ZUGTIERE

**3** PRET: franz. bereit **4** SEUFZEN **5** CHF: Schweizer Franken **6** IEST(er): engl. spassen (Hofnarr) **7** LIAISONS: Anagramm von «Anissilo» **8** BISS **9** «I Maschi» (ital. die Männer) ist von GIANNA Nannini. **10** (y=) ETLICHE **12** It's raining cats and DOGS: engl. (sinngemäss) es regnet in Strömen. **13** KATHEDER: beinahe Katheter **18** Von/ Seit IEHER **20** Nyota UHURA: aus Star Trek **21** ULTRA(violett/schall) **23** Joh. SEB. Bach **24** DUOS **29** IOD

### Lösungswort — STARTSCHUSS

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



## CELLINI MOONPHASE

Die Cellini Moonphase besitzt mit ihrem patentierten Mondphasenmodul eine der prestigeträchtigen Komplikationen in der Uhrmacherkunst und wird ihre astronomische Genauigkeit für die nächsten 122 Jahre beibehalten.

*#Perpetual*



CELLINI MOONPHASE

---

**BUCHERER**

1888

[bucherer.com](http://bucherer.com)